



marek sonnabend

Die roten Digitalen

 BBB

Marek Sonnabend

BBB - Bitcoin, Berlin, Bullen

Buch 1: **Die roten Digitalen**

Copyright, 2023, Marek Sonnabend

Skin

Er spürte, dass etwas vibrierte. In seinem Traum fühlte sich das Vibrieren fehlplatziert an. Es passte nicht hierher. Noch einige Sekunden vergingen, bevor Jan Klausner mit seinen Fingern den Bereich abtastete, aus dem die Vibrationen kamen. Schließlich fand er die Quelle: sein Handy. Mit geschlossenen Augen versuchte er, den grünen Knopf zu erfühlen. Ohne Erfolg. Also öffnete er sein linkes Auge einen Spalt, was schließlich zum Erfolg führte. Seine Sehkraft reichte nicht aus, um den Namen des Anrufers zu erkennen. Er murmelte etwas vor sich hin, das eigentlich ein "Ja" hätte sein sollen. Am anderen Ende war sein Chef, der nur sagte: "Klausner, ich bin in 20 Minuten bei dir."

Jan öffnete langsam beide Augen und wunderte sich nur kurz, dass er auf dem Sofa lag und seine Kleidung vom Vortag noch trug. Das war nicht das erste Mal, dass er dort eingeschlafen war. Der Fernseher lief auch noch. Es war irgendein Morgenmagazin, das um diese Uhrzeit sowieso niemand sah. Dann fragte er sich, wie spät es überhaupt war. Es musste früh sein, denn draußen war es noch dunkel. Der Innenraum wurde von der Helligkeit des TV-Geräts erhellt, gerade genug, um die Gegenstände im Wohnzimmer sichtbar zu machen. Auf dem Tisch lag eine aufgeschlagene Zeitung mit einem halben Döner darauf. Einige Tassen, Gläser und Flaschen standen wahllos herum, einige davon noch halbvoll.

Dann sah er die aktuelle Uhrzeit rechts oben auf dem Bildschirm eingeblendet: 06:47 Uhr. Zuerst

brauchte er einen Kaffee. Auf dem Weg in die Küche stolperte er über ein Buch und ärgerte sich über sich selbst. Den Kaffee würde er wohl unterwegs besorgen müssen, da ihm einfiel, dass er gestern die letzten Kaffeebohnen gemahlen hatte.

Dann zumindest schnell eine Dusche, dachte er. Das könnte er in Rekordzeit erledigen. Es war nicht das erste Mal, dass es schnell gehen musste, und es würde sicherlich auch nicht das letzte Mal sein. Während die ersten warmen Tropfen auf sein Haar fielen, dachte er, dass es wahrscheinlich wieder ein unnötiger Alarm war, der ihn so früh geweckt hatte. Wie bei den letzten Malen auch. Aber sein Chef war in dieser Hinsicht sehr pedantisch. Keine Chance wurde ausgelassen. Das Duschgel in der dritten Flasche reichte noch aus, um zumindest die wichtigsten Stellen einzuseifen. Heute Abend würde

er definitiv einkaufen gehen müssen. Der Rest ging schnell vonstatten. Eine Boxershorts und ein frisches T-Shirt fand er auf dem Wäscheständer. Hose und Jacke vom Vortag würden wiederverwendet. Auf dem Weg nach draußen schnappte er sich sein Handy, schaltete den Fernseher aus und schlüpfte in seine Jacke und Schuhe. Die Tür ließ er einfach hinter sich ins Schloss fallen.

Auf der Straße angekommen, hielt er kurz inne. Es war noch ziemlich kalt an diesem frühen März morgen. Der Asphalt glänzte im Licht der Straßenlaternen vor Frost, die Luft war kalt, und bei jedem Ausatmen bildete sich ein kleines dampfendes Wölkchen um Jans Nase. Vielleicht hätte er eine dickere Jacke wählen sollen, dachte er. Nach ein paar Schritten fiel ihm ein, dass er sich

eigentlich noch einen Kaffee holen wollte. Er hielt kurz an, entschied sich dann jedoch dagegen, den Umweg zum Bäcker zu machen. Stattdessen trottete er langsam in Richtung U-Bahn-Station Leinestraße. Aber anstatt die Treppen zum Bahnsteig zu nehmen, stieg er in einen VW Golf ein.

"Du riechst, als wärst du gerade aus dem Puff gekommen...", bemerkte Walter Henning, der am Steuer saß. Es war wieder einer dieser Kommentare von seinem Chef, auf den Jan keine Antwort fand. Der erste Schock ließ ihn meist sprachlos zurück. Oft fiel ihm erst später eine passende Erwiderung ein. Aber eigentlich waren solche Sprüche von seinem Chef eher selten. Henning war ein guter Chef und immer fair zu ihm. Er war ein gewissenhafter Polizeibeamter, der seine Aufgaben stets mit hoher Sorgfalt erledigte. Ein guter

Autofahrer war sein Chef ebenfalls. Er schaffte es immer wieder, sich geschickt durch jede noch so kleine Lücke zu manövrieren und Staus zu umfahren. Jan selbst hatte keinen Führerschein. Er hatte nie ein Auto gebraucht. Die öffentlichen Verkehrsmittel hatten ihn sein ganzes Leben lang dorthin gebracht, wo er hinwollte.

Über das Privatleben seines Chefs wusste er nicht viel. Er schätzte ihn auf Ende 40, Anfang 50. Nach allem, was er bisher beobachtet hatte, musste Henning zuvor eine wichtige Position innegehabt haben. Sein Netzwerk schien endlos zu sein. Er holte ständig jemanden aus dem Hut, den er anrief, wenn er etwas brauchte oder nicht weiterkam. Ansonsten schien sein Chef jedoch ein zurückgezogenes Leben im Berliner Speckgürtel zu führen. Jan erinnerte sich, dass sein Chef einmal

erwähnt hatte, dass er noch ein Geschenk für sein Kind besorgen müsse. Ansonsten war es immer Jan, der vor seinem Chef zur Arbeit kam und nach ihm nach Hause ging.

Um diese Uhrzeit war der Verkehr in Berlin noch recht dünn gesät. "Gut, dass du so spontan dabei bist", sagte sein Chef. Jan überlegte. Sein Chef hatte ihn doch gerade am Telefon dazu aufgefordert. Und nun ließ er es so klingen, als hätte er Jan eine Wahl gelassen. Henning fuhr fort, ohne auf eine Antwort von Jan zu warten. "Das LKA hat angerufen. Sie haben einen Mann mit ausländischen Wurzeln aufgegriffen. Sie erwischten ihn dabei, wie er an einem Bankautomaten herumhantierte", berichtete Henning. "Wieder einer", erwiderte Jan. In letzter Zeit gab es immer mehr Fälle dieser Art. Es schien ein lukratives Geschäft

zu sein, dachte er; sonst gäbe es nicht so viele Fälle. Sein Chef hatte ihm vor kurzem eine Statistik gezeigt, aus der deutlich hervorging, dass die Fälle von "Skimming" stetig zunahmen. Dabei montierten die Täter Überwachungstechnik an Geldautomaten, um Karteninformationen und PINs auszuspähen. Später hob jemand im Ausland Geld mit gefälschten Karten ab. Die Täter waren oft nicht zu fassen, da sie sich im Ausland aufhielten. Gleichzeitig ließen sie die eigentliche Arbeit, das Anbringen der Technik, von einfachen Leuten erledigen, denen sie ein paar Euro zahlten.

Jan hatte lange genug bei der Polizei gearbeitet, um zu verstehen, wie die Dinge abliefen. Doch er hatte lange Zeit "Schreibtischtäter" gemacht, bevor sein jetziger Chef ihn zu Skin holte. Nun erfuhr er aus erster Hand, wie die Dinge wirklich liefen. Zum

Beispiel das Handwerk derjenigen, die Geldautomaten manipulierten, um ahnungslose Menschen um ihr Geld zu bringen. Die Polizei konnte jedoch selten etwas gegen diese Menschen ausrichten. Meistens endete es mit einer Anzeige, die oft ins Leere lief, da die Täter oft Ausländer ohne festen Wohnsitz in Deutschland waren.

Skin gab es nun schon fast zwei Jahre. Es war ein Pilotprojekt, von "ganz oben" angeordnet, wie ihm Henning damals erklärt hatte. Immer wenn er versuchte, mehr darüber herauszufinden, blockte sein Chef ab. Es gab keine schriftlichen Anordnungen, und die Berichtswege waren für Jan undurchsichtig. Sie trugen keine Polizeiuniform und erledigten keine echte Polizeiarbeit. Sie sammelten nur Informationen, und wie sie diese Informationen beschafften, war egal. Jan vermutete, dass man

ihnen Freiraum geben wollte, um mit unkonventionellen Methoden ans Ziel zu gelangen.

Wahrscheinlich war das auch der Grund, warum ihr Büro dort war, wo es war, abseits aller staatlichen Gebäude. In einem Kreuzberger Hinterhofgebäude, einem Ort, an dem niemand vermuten würde, dass es sich um eine staatliche Einrichtung handelte. Normalerweise tummelten sich hier Start-ups und Kreative. Ein Gegenentwurf zu den eintönigen Betonklötzen, in denen die meisten Behörden untergebracht waren. Die Fahrt in das dritte Stockwerk war für Jan immer eine Qual. Es gab keinen Aufzug, und die unteren Treppenstufen waren ständig mit kostenlosen Zeitungen zugemüllt. Das Gelände gab keinen vertrauenswürdigen Halt, sodass er die Stufen mit Hilfe seiner Hände nehmen musste. Am Ziel

angekommen, musste er erst einmal durchatmen. Dabei sah er auf das Schild an der Tür, auf dem "Skin" stand. Es schien von den Vormietern übriggeblieben zu sein, und sein Chef sah keinen Grund, es zu entfernen.

Dennoch hatten sie immer noch ihre Dienstaussweise und konnten damit problemlos das LKA betreten und verlassen. Das nutzten sie auch dieses Mal, um am Empfang vorbeizugehen und ins Treppenhaus zu gelangen. Sein Chef nahm zielstrebig die Treppe nach oben. Im Treppenhaus versperrten zwei uniformierte Kollegen den Weg. Jan bekam Gänsehaut, hauptsächlich wegen der Pistolen, die die Kollegen trugen. Das erinnerte ihn an seine anstehende Schießübung. Schon seit seiner Ausbildung fürchtete er die Tage vor den Schießübungen. Die Vorstellung, dass ein Schuss

aus einer Patrone Leben nehmen könnte, sei es von Menschen oder Tieren, machte ihn nervös. Wenn dann die unausweichlichen Schießübungen anstanden und er eine Pistole in der Hand hielt, begann sein Zittern. Das war immer der Moment, in dem er das Gefühl hatte, von allen um ihn herum ausgelacht zu werden. Während seiner Ausbildung waren die angehenden Kollegen besonders gnadenlos gewesen. Sie hatten sich stets über ihn lustig gemacht, von "Was machst du überhaupt bei der Polizei?" bis zu "Sei ein richtiger Mann" war alles dabei gewesen.

Die Kollegen fragten, ob sie sich verlaufen hätten. Als jedoch sein Chef seinen Ausweis vorzeigte, wichen die Kollegen zur Seite und wünschten einen schönen Tag. Sein Chef setzte seinen Weg nach oben fort. Er ging schneller, gefühlt mit jeder Stufe.

Jan hatte Schwierigkeiten, Schritt zu halten. Im dritten Stock blieben sie stehen, und Jan musste erst einmal Luft holen. Er sah zu, wie sein Chef das Büro am Ende des Flurs betrat, und folgte ihm nach ein paar Sekunden des Verschnaufens. Laut Schild arbeitete in diesem Büro Kriminaloberkommissar Weiser. Jan fand seinen Chef auf einem Stuhl sitzend. Weiser saß ihm gegenüber und telefonierte, ließ sich jedoch nicht davon abhalten, eine Akte über den Tisch zu schieben. Sein Chef öffnete sie und begann zu lesen. Er kam jedoch nicht weit, da Weiser nur eine Minute später auflegte. Sie begrüßten sich, und sein Chef stellte sie einander vor, bedankte sich für die Information. Weiser erklärte ihnen, dass sie einen Mann slawischer Herkunft festgenommen hätten, der angeblich an einem Geldautomaten in der Friedrichstraße herumhantierte. Allerdings gebe es

am Geldautomaten keine sichtbaren Spuren. Daher wolle er ihnen den Fall überlassen, da er bereits genug andere Fälle zu bearbeiten hatte. Er wies darauf hin, dass alle Details im Protokoll zu finden seien und der Verdächtige im Verhörraum 2 säße. "Alles klar", sagte sein Chef, und sie erhoben sich. Weiser fügte hinzu, dass ein Dolmetscher gegen 10 Uhr eintreffen würde und dass sie den Verdächtigen spätestens um 23:59 Uhr freilassen müssten. "Ach ja", sagte Weiser noch, als sie fast die Tür erreicht hatten. "Bitte geben Sie die Akte wieder zurück."

Mit der Akte in der Hand lief sein Chef langsam über den Flur in Richtung Treppenhaus. Jan schlug vor, dass er inzwischen zwei Kaffee besorgen könne, aber sein Chef schüttelte den Kopf und sagte, er komme mit. Wenige Minuten später saßen sie in der Cafeteria. Jan umklammerte seinen

Americano mit beiden Händen und beobachtete, wie sich die Crema langsam auflöste. Dann richtete er seinen Blick auf seinen Chef, der konzentriert die Akte las, während er sich mit einer Hand an seiner Kaffeetasse festhielt. Irgendwann hob sein Chef den Kopf und begann zu erzählen. Laut der Akte war der Festgenommene dabei erwischt worden, wie er an einem Geldautomaten in der Friedrichstraße herumhantierte. Eine Polizeistreife hatte ihn gegen 4 Uhr aufgegriffen und zum Polizeirevier 5, Abschnitt 53 gebracht. Der Mann hatte keine Ausweisdokumente bei sich. Gegen 6 Uhr war er dann zum LKA überstellt worden. Henning sagte: "Unsere Aufgabe besteht darin, herauszufinden, von wem er den Auftrag erhalten hat."

Als das Verhörzimmer geöffnet wurde, schlug den beiden ein unangenehmer Geruch entgegen. Offenbar legte der Mann keinen großen Wert auf Hygiene. Seine Kleidung unterstrich diesen Eindruck. Der Dolmetscher war offensichtlich noch nicht eingetroffen. Sein Chef bot dem Mann eine Zigarette an. Eigentlich rauchte sein Chef gar nicht, aber er hatte immer welche dabei, für den Fall, dass es half, das Vertrauen der Leute zu gewinnen und sie später dazu brachte, freiwillig auszupacken. Der Mann nahm das Angebot dankbar an. Henning gab ihm Feuer, und der Mann zündete sich seine Zigarette an. Alle verließen das Verhörzimmer und gingen nach draußen in den Hof, wo die Polizeifahrzeuge geparkt waren. Dort rauchten einige Kollegen. Die drei schlossen sich ihnen an. Henning zündete sich ebenfalls eine Zigarette an, und der Mann zog kräftig an seiner. Alle

beobachteten, wie sich das Rolltor langsam öffnete. Einer der Männer ergriff die Flucht, der Mann, den sie verhören wollten. Er ließ seine Zigarette fallen und rannte zum halb geöffneten Rolltor. Jan starrte seinen Chef kurz fassungslos an, bevor er sich beeilte, ihm zu folgen. Er sah gerade noch, wie der Mann das Tor passierte und nach links abbog. Wenige Sekunden später erreichten sie das Tor und liefen hinaus auf die Straße. Der Mann hatte einen Vorsprung, und Jan hatte Schwierigkeiten, mit ihm Schritt zu halten. Er sah, wie sein Chef das Tempo erhöhte und den flüchtenden Mann aus den Augen verlor. Schließlich erreichte Jan die U-Bahn-Station, aber der Bahnsteig war nahezu menschenleer. Er überlegte, ob sie vielleicht zum anderen Ausgang gelaufen waren. Als er auf die Straße kam, konnte er jedoch

nichts Verdächtiges sehen. Sie waren verloren. Was sollte er jetzt tun?

Wei

Martin Kaufmann war gerade auf dem Weg in sein Büro in Kreuzberg. Normalerweise fuhr er mit den

Öffis. Oder im Sommer, wenn es nicht zu heiß war, auch mal mit dem Fahrrad; denn so blieb er flexibel und konnte auch jederzeit ein Bier trinken. Aber heute hatte er keine Lust, sich zu den stinkenden Menschen in die Bahn zu quetschen. Noch dazu nieselte es leicht. Und so nahm er sein Auto. Allerdings war Autofahren in der Hauptstadt eine der langsamsten Methoden der Fortbewegung. Es gab Tage, an denen er nur ausrasten konnte. Auch heute rollte der Verkehr ohne erkennbaren Grund nur in Schrittgeschwindigkeit über die Eisenbrücke. Das Auto hatte immer auch noch diesen speziellen Geruch, den neue Autos haben. Vor kurzem hatte er in einem Artikel gelesen, dass Autohersteller speziell dafür Experten angestellt hatten. Deren Aufgabe war es, Düfte zu finden, die den Kunden die Kaufentscheidung erleichterten. Im Kapitalismus ging es immer nur darum, den Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen. In diesem Fall könnte man auch sagen: 'an der Nase herumführen', und er musste dabei schmunzeln. Er hatte irgendwann

verstanden, dass Menschen einfach zu täuschen waren. Vielleicht wollten sie auch einfach nur getäuscht werden. Es machte keinen Unterschied für ihn. Leute brauchten etwas, über das sie sich beschweren konnten, und da halfen Geschichten von Betrügern und Täuschern.

Mittlerweile hatte er es über die Brücke geschafft. Es hatte gefühlt eine Ewigkeit gedauert. Jetzt sah er auch, warum es so langsam voran ging. Eine Spur war von Polizeiwagen blockiert. Warum mussten die mitten in der "Rush-Hour" einer der wichtigsten Brücken blockieren, maulte er laut. Als dann ein Polizist plötzlich vor ihm auftauchte und die Flagge schwenkte, beruhigte er sich plötzlich. Seine Herzfrequenz erhöhte sich, und er begann leicht zu schwitzen. "Shit, was ist denn das jetzt?" murmelte er vor sich hin. Die konnten ja schlecht wegen ihm diesen Aufwand betreiben; sie würden doch direkt zu ihm kommen und nicht auf der Brücke mitten im Morgenverkehr abpassen. Nein, das konnte es nicht

sein. Er folgte den nonverbalen Anweisungen des Polizisten und stand nun mit seinem Mietwagen hinter einem SUV, der wohl ebenfalls angehalten wurde. Das wirkte beruhigend auf ihn. Der Polizist stand nun neben seinem Fenster und schaute ihn an. Welcher dieser Knöpfe war der, mit dem man das Fenster runterlassen konnte, fragte er sich und fummelte dabei an einigen herum. Es tat sich etwas, aber woanders im Wagen. Irgendwann hatte er es. Der Polizist begrüßte ihn mit einem "Guten Morgen. Na, ist das wohl Ihres?". "Nein", erwiderte Martin. "Haben Sie denn den Führerschein und Ihren Ausweis wenigstens parat?", fragte der Polizist. Martin fummelte in seiner Jeanshose und fischte das Portmonee heraus. In dem Stapel von kreditkartengroßen Plastikkarten musste er ein bisschen suchen, dann fand er beide und präsentierte sie dem Staatsdiener. Der betrachtete die beiden Karten mit aller Ruhe, reichte sie ihm dann zurück und sagte: "Alles klar. Schönen Tag noch." Er erwiderte "Danke gleichfalls", kurbelte das

Fenster hoch und fuhr aus der Lücke heraus, zurück in den Stop-and-Go-Verkehr Berlins. Der SUV stand immer noch. An seinem Steuer saß ein Asiate. Warum verbrachten die Bullen so viel Zeit mit dem armen Jungen, überlegte Martin. Schon ein ziemlich beschissener Job, den ein Polizist hatte. Sie mussten Befehlen folgen und konnten selten die Entscheidungen in Frage stellen. Für ihn wäre der Job allein deswegen nichts.

Er hatte gelernt, Dinge zu hinterfragen. Bezeichnend dafür war auch der Username, den er im Internet nutzte: "Wei". Obwohl er eigentlich nur die Phonetik des englischen Wortes abbilden sollte, klang es nach einem Chinesen. Ihm war das mehr als Recht. Schließlich waren seiner Meinung nach Chinesen die, die in Zukunft das Internet beherrschen würden. Sie waren heute schon oft Spitzenreiter in Sachen Technologie. Chinesische Firmen lieferten die Hardware, die die Menschen weltweit benutzten. Und er glaubte fest daran, dass sich in manchen

Geräten sogar Spy-Software befand, die alles mitschnitt und an die kommunistische Partei sendeten. In seinen Augen würden Leute wie er, die nach dem Warum fragten, das verstehen und sich entsprechend verhalten. Daher nutzte er selbst hauptsächlich ein Klapptelefon, mit dem man lediglich telefonieren und SMS schicken konnte. Seine Freunde waren darüber weniger begeistert. Sie hatten ihm zu seinem 30. Geburtstag sogar ein Smartphone geschenkt, um ihn endlich über Messenger-Apps erreichen zu können. Dort, wo sich die Leute eben Nachrichten hin- und herschrieben, sagten sie. Er hatte das Smartphone auch noch, ließ es aber immer zu Hause, um dort dann einmal am Tag die Nachrichten abzuarbeiten.

Mittlerweile hatte er es ins Zentrum von Kreuzberg geschafft. In das eine Zentrum - ins S036. Das war die alte Postleitzahl, mit der die Leute immer noch diesen Teil von Kreuzberg identifizierten. Er zeichnete sich aus durch zahlreiche Cafés, Bars,

Restaurants und Clubs. Der Görlitzer Park war die grüne Lunge des Kiezes. Viele der Häuser blieben von den Bomben des Zweiten Weltkriegs verschont, so dass es hier viele Altbauten gab. Und Hinterhöfe ohne Ende, in denen sich nun Start-ups tummelten oder sich Co-Working-Spaces befanden. Einer davon war sein "Büro", oder besser gesagt, befand sich dort sein Schreibtisch. Ein Problem allerdings war, dass es in diesem Kiez nicht genug Parkplätze gab. So musste er auch dieses Mal einige Runden drehen, bevor er etwas fand, und dann nochmal 10 Minuten zurücklaufen musste. Sein Co-Working Space befand sich im Erdgeschoss eines Hinterhofgebäudes. Es waren noch nicht viele Leute vor Ort, als er eintrat und sich nach einem freien Schreibtisch umschaute. Wer zuerst kam, malte zuerst. Das war die Regel. Er klappte seinen Laptop auf, aber bevor er auch nur sein Passwort eintippte, spottete er Sophia, die sich gerade in der Küche einen Kaffee machte. Er sprach sonst kaum mit jemandem hier. Es lohnte sich nicht, denn die Leute

waren oft nicht lange hier. Bei Sophia war das anders. Sie war seit letztem Jahr hier und eigentlich fast jeden Tag da. Nur heute anscheinend nicht. Sie war einer der Hauptgründe, warum er zuletzt öfter ins Büro ging. Sophia war Anfang 30, hatte langes blondes Haar und war stets super gekleidet. "Eine echte Traumfrau", dachte er beim ersten Mal, als er sie kennenlernte. Seine Meinung hatte sich seitdem nicht geändert. Jan lauschte gerne ihren Worten, auch wenn die meisten Leute und Marken, die sie erwähnte, nicht kannte. Er hatte eine Freundin, und bisher hatte er es immer geschafft, den Namen Sophia zu vermeiden. Auch wenn er manchmal auch im Beisein seiner Freundin an sie dachte.

Zurück am Platz steckte er das LAN-Kabel in den Rechner und tippte los. Nachdem er sich eingeloggt hatte, wartete er geduldig, bis er mit dem VPN verbunden war. Es war seine Routine, sich so durch das Web zu bewegen. Niemand sollte wissen, woher die ursprüngliche Anfrage kam. Sein Geld

verdiente er mit gelegentlichen Aufträgen, bei denen er für die Auftraggeber Webshops erstellte. Alles vollkommen legal. Das war auch schon mal anders gewesen. Er hatte mit guten Absichten einen Webshop gebaut. Doch die Kunden nervten ihn bis zum Abwinken. Ständig kamen Anfragen wie "Wo ist mein Paket?", "Wann kriege ich mein Geld wieder?" oder "Kriege ich einen Rabatt?". Das hatte er sich echt anders vorgestellt. Irgendwann reagierte er nicht mehr auf die Anfragen. Dann schaltete er den Webshop ab. Dabei kam ihm die Idee: ein Webshop, bei dem man sich nicht mit Kunden herumschlagen musste. Kunden konnten bestellen, aber die Ware kam nie an. Über zwei Jahre ließ er den Shop laufen, unter einer Domain, die nicht auf einen anderen Namen lief. Es war ein kinderleichter Zuverdienst und es lohnte sich. Über die Zeit kamen fast zehntausend Euro zusammen. Das Geld lag noch immer auf einem PayPal-Konto. Er wollte es da schon lange einmal abheben, aber an eine Bank wollte und konnte er es nicht

überweisen. Zum einen konnte er Banken nicht leiden. Zum anderen wollte er nicht, dass irgendeine Bank zu viel von ihm erfuhr. Er war sich sicher, dass die Banken Kontobewegungen überwachten und Auswertungen erstellten.

Eine Stimme riss ihn aus seinen Gedanken. Es war die von Sophia. Sie fragte, ob er heute wieder bei der Pizza dabei wäre. Er nickte. "Cool", sagte sie, und fügte hinzu: "Dann bis nachher." "Bis dann", erwiderte er und richtete den Blick wieder auf den Bildschirm. So richtig motiviert war er heute nicht, so dass die Zeit bis zum Mittagessen nur langsam verging. Obwohl die Auswahl an guten Restaurants in Kreuzberg groß war, blieb es stets dabei, dass sie zum gleichen Italiener gingen. Es war ein schöner Spaziergang dorthin, bei dem sie am Kottbusser Tor vorbeikamen, wo immer etwas los war. Leute auf der einen Seite, die etwas verkauften: legal oder illegal. Genauso wie die Polizei, die hier stets Präsenz zeigte, aber damit wohl nur die Touristen

imponierte, die sich hierher verirrt. Der Weg führte sie weiter Richtung Kanal und über die Admiralsbrücke, die aber zu dieser Zeit leer war. Abends tummelten sich hier stets Leute herum, die Alkohol und Drogen konsumierten. Außerdem gab es hier eine leckere Pizzeria. "Wusstest du, dass Pizza in Neapel erfunden wurde?", fragte sie ihn. "Tatsächlich nicht", antwortete er. "Und wusstest du, dass Rubinacci auch aus Neapel kommt?", fragte sie weiter. "Rubi... was?", erkundigte er sich. "Ach du bist ja nicht im Fashion-Business", sagte sie und lachte dabei. Es war dieses bezaubernde Lachen, was ihm jedes Mal die Sinne raubte. "Nächste Woche findet die Fashion Week statt", sagte sie und fuhr fort: "Das ist eines der wichtigsten Events in der Hauptstadt. Da kommen die großen Labels, wie ... " Ab da schaltete er ab und sah ihr nur noch beim Sprechen zu. Das war meistens so, wenn sie ihre Dialoge begann. Dabei überlegte er, ob es nicht Leute gab, die fürs Zuhören bezahlt wurden. Das war so typisch. Alles, was er sich anschaute, sah

und beobachtete, wurde hinterfragt und überlegt, ob man es besser machen könnte. Die Quelle dieses Verhaltens lag bei einer Frau, die ihn wohl für immer geändert hatte. Ihr Name war Luisa. Er lernte sie während eines Auslandssemesters in Cairns, Australien, kennen. Sie kam aus den Niederlanden. Er studierte Medieninformatik, sie studierte Industrial Design. Ihr Motto war es stets, Dinge in Frage zu stellen. Erst später hat er verstanden, dass dies eine Grundvoraussetzung für erfolgreiche Designer war. So konnten sie die Konventionen brechen und nützliche Dinge erfinden. Ihm gefiel diese Denkweise. Es war etwas, was Informatiker nur begrenzt gut konnten, wie er später verstand. Nachdem sie beide wieder zurück in Europa waren, trafen sie sich noch ein paar Mal. Aber die Beziehung hielt der räumlichen Distanz nicht stand. Eine echte Beziehung hatte er seitdem auch nicht mehr gehabt ... und nicht gewollt.

Mit Sophia war das anders. Wenn er mit ihr zusammen war, dachte er ständig daran, wie es wäre, wenn sie zusammen wären. Was sie tun würden: händchenhaltend die Pappelallee runter gehen, in ein Restaurant einkehren, ins Kino gehen ... Doch er wusste nicht, wie er vorgehen sollte. Bei den Mädels, die er online kennenlernte, war das weniger ein Problem. Er wollte nur das eine - und das gleiche würde er auch von der anderen Seite behaupten. Einer ausgeklügelten Strategie bedurfte es da nicht. Er hatte ihr immer mal wieder kleinere Komplimente gemacht, aber sie schien immun dagegen. Auch heute hatte er ihr eins gemacht. Auf dem Weg zurück von der Pizzeria versuchte er ihr zu sagen, dass sie echt viel wusste: "Bestimmt suchen sich ganz viele Leute dich als Telefonjoker aus, wenn sie zu 'Wer wird Millionär' gehen." Sie schaute kurz konfus, aber redete dann einfach weiter über die Geschichte von Neapel. Er fragte sich, ob sie es nicht gerafft hatte. Dann stoppte sie abrupt und meinte: "Ich brauche noch Geld." "Dort

drüben ist ein Geldautomat“, entgegnete Martin und zeigte auf die Sparkasse in der Ecke. “Abhebung nicht möglich“, las sie vom Bildschirm ab. Und das, nachdem sie ihre Pin-Nummer eingegeben hatte. “Das ist aber komisch“, sagte er und fügte an: “Komm, lass uns zu einem anderen Automaten gehen.“ Doch auch beim nächsten Automaten das gleiche Spiel. “Hast du denn überhaupt Geld drauf?“, fragte er vorsichtig. “Aber na klar“, entgegnete sie. “Wann hast du denn zuletzt deinen Kontostand gecheckt?“, fragte er. “Letzte Woche“, sagte sie, worauf er antwortete: “Na dann schau besser nochmal nach, wa.“ “Soll ich dir erstmal was leihen?“, fragte er. Sie schüttelte den Kopf. Später im Büro kam sie irgendwann zu ihm gerannt. Sie schien etwas verstört. “Was ist denn los, Sophia?“, fragte er. “Irgendjemand hat mein ganzes Geld abgehoben“, sagte sie.

Spedition

Nach vielen Wochen schien endlich wieder die Sonne. Dies war der Anlass für Dmitri, seinen Tee mit nach draußen zu nehmen. Dort saß sein Freund Alexej auf einer Bank, vertieft in sein Handy. Dima, wie ihn alle nannten, gesellte sich zu ihm. "Guten Morgen. Hast du gut geschlafen?", fragte er Alexej. "Naja, es ging so. Ich bin seit 5 Uhr wach", antwortete Alexej. "Hat dich jemand aus dem Bett geworfen?", erkundigte sich Dima. Doch Alexej antwortete nicht. Er musste es nicht, denn Dima wusste, dass Alexej oft von Alpträumen geplagt wurde. Sie saßen nebeneinander auf der Bank und lauschten dem Zwitschern der Vögel, die dem ständigen Lärm von Berlin eine eigene Melodie verliehen. Selbst hier im nördlichen Marzahn konnte man spüren, dass man in einer Großstadt lebte. Seiner Stadt, seiner neuen Heimat. Dmitri lebte hier

bereits seit vielen Jahren und konnte sich kaum vorstellen, woanders zu wohnen.

Der Anfang war jedoch nicht einfach. Er kam 1988 als 19-Jähriger nach Ost-Berlin und wusste kaum etwas über Berlin oder die Kultur in der damaligen DDR. Die Sprache war nicht das Problem. Dmitri war Russland-Deutscher und wuchs mit Deutsch als Muttersprache auf. Seine Eltern hatten ihn immer auf eine Ausreise in die DDR vorbereitet, aber als es soweit war, entschieden sie, die Sowjetunion nicht zu verlassen. Er hingegen war darauf fixiert. In der dörflich anmutenden Kleinstadt, in der er aufgewachsen war, gab es wenig, das ihn hielt. Die Option, die Gaststätte seiner Eltern zu übernehmen, gab es zwar, aber er wollte seine eigene Sache machen, eine eigene Kneipe betreiben. Dort sollte Wodka ausgeschenkt werden, und die Leute sollten zu Rockmusik tanzen. Er war ein großer Fan von Guns'n'Roses. Doch die Eröffnung kam nie zustande. Seine Bemühungen

bei den Ämtern waren vergeblich. Irgendwann gab er entmutigt auf und dachte darüber nach, in seine Heimat zurückzukehren. Auch im sozialen Bereich lief es alles andere als gut. Er hatte noch immer keine Freundschaften geschlossen und verbrachte daher viel Zeit in seiner Wohngemeinschaft. Die Leute dort waren jedoch eigenartig, und er mied sie. Manchmal ging er in eine Kneipe in Lichtenberg, seinem Wohnbezirk, wo er sich ein Bier bestellte und den ganzen Abend daran festhielt. Eines Abends gesellte sich ein Russe zu ihm, Alexej mit Namen. Es stellte sich heraus, dass sie eine ähnliche Geschichte hatten. Auch Alexej war nach Berlin gekommen, um Träume zu verwirklichen, und auch er wurde von der Realität eingeholt. Sie trafen sich öfter in der Kneipe und wurden so etwas wie Freunde. Irgendwann fragte Alexej, ob Dmitri Interesse daran hätte, ein paar Mark zu verdienen. Natürlich sagte Dmitri zu; er brauchte das Geld.

Ein paar Tage später nahm Alexej ihn mit zu seinem Bekannten Fedor, für den er arbeitete. Fedor lebte in einem Haus in der Puschkinallee in Treptow. Dmitri erinnerte sich, wie beeindruckt er von der geräumigen und geschmackvoll eingerichteten Wohnung war. Auf dem Wohnzimmertisch stand ein großer Samowar, der aus purem Gold zu sein schien, aus dem Gastgeber Tee für seine Gäste einschenkte. Fedor war sehr neugierig und wollte alles über Dmitri wissen. Außerdem stellte er eine ungewöhnliche Frage: "Hast du deinen Ausweis noch?" Dmitri bejahte. Einige Tage später meldete sich Fedor bei ihm und fragte, ob er Alexej begleiten könne. Ihre erste gemeinsame Fahrt führte nach Osten, in einem grauen Lada 1600 mit sowjetischen Kennzeichen. Alexej erklärte ihm, dass es ganz einfach war. Sie mussten nur zwei Grenzen überqueren, um etwas abzuholen. Doch er wusste nicht, was genau sie transportierten, und es schien ihn auch nicht zu interessieren. Ein paar Fahrten später übergab Fedor ihm einen Führerschein.

Dmitri war überrascht und sagte: "Aber ich kann gar nicht Auto fahren." Fedor antwortete: "Dann lernst du es eben." Nach einigen Fahrstunden mit Alexej saß Dmitri zum ersten Mal allein auf der bereits zur Routine gewordenen Strecke. Er wusste immer noch nicht, was er transportierte, aber im Kofferraum befand sich stets ein Koffer mit hochwertiger Kleidung, sowohl auf der Hin- als auch auf der Rückfahrt. Irgendwann sollte er jedoch lernen, was sie wirklich transportierten. Ausgerechnet an der ukrainisch-polnischen Grenze, wo sie normalerweise problemlos passierten, wurden sie an diesem Tag angehalten. Die Beamten glaubten seiner Geschichte, die er bereits mehrmals wiederholt hatte, nicht so recht. Während er in einem Raum wartete, wurde sein Auto gründlich durchsucht. Schließlich brachten sie mehrere Dosen in den Raum und fragten, was sich darin befand und wohin er sie bringen wollte. Dmitri konnte keine Antwort geben. Er wurde in eine Zelle gebracht, wo er einige Stunden verbrachte, bevor

sie ihn ohne weitere Erklärung wieder frei ließen. Sie brachten ihn zu seinem Auto, aus dem die Dosen entfernt worden waren. Irgendwann kehrte er nach Berlin zurück, ohne die Dosen. Fedor war alles andere als erfreut und weigerte sich, Dmitri seinen Lohn zu zahlen. Alexej schien nicht überrascht zu sein, als er erfuhr, dass sie die ganze Zeit Kaviar transportierten.

Mittlerweile konnte er sich Kaviar leisten, obwohl er damals kaum genug Geld für die Miete hatte. Der Ausfall des Lohns schmerzte ihn sehr, aber er realisierte zu diesem Zeitpunkt, was er tun musste. Er wollte nicht länger von jemandem wie Fedor abhängig sein, sondern die Dinge selbst in die Hand nehmen. Bei der nächsten Fahrt sprach er die Leute an, von denen sie den Kaviar im Auftrag abholten, und fragte nach dem Preis für die Dosen. So begann seine Karriere als Kaviarhändler. Es war nicht schwer, die ersten Kunden zu finden, denn Alexej kannte viele Leute. Diese wiederum brachten

ständig neue Kunden. Schließlich verkaufte er den Kaviar zu einem deutlich höheren Preis in Delikatessläden. Die Gewinne investierten sie sofort in neue Dosen, und bald hatten sie ein logistisches Problem zu bewältigen. Außerdem mussten sie ständig neue Kunden finden. Sie überredeten Freunde und Bekannte, für sie zu arbeiten. Dmitri kaufte einen gebrauchten Lada, und so konnten sie drei Touren gleichzeitig fahren. Ihr kleines Unternehmen wuchs schnell heran. Fedor schien nichts davon mitzubekommen.

Dann kam die Wende, und die Phase der Unsicherheit begann. Die Menschen hielten ihr Geld zurück, was dazu führte, dass sie immer weniger Kaviar verkauften. Auch Fedor schien nicht mehr so erfolgreich zu sein. Schließlich mussten sie die Fahrten komplett einstellen. Doch Dmitri und Alexej hatten sich mittlerweile zu echten Unternehmern entwickelt und suchten nach neuen Möglichkeiten, Geld zu verdienen. Ihre Wahl fiel auf Zigaretten, die

in Polen und der Ukraine einen Bruchteil dessen kosteten, was sie im wiedervereinigten Deutschland wert waren. Zuerst versorgten sie ihre Freunde und Bekannten. "So können wir nicht überleben", sagte Dmitri eines Abends beim gemeinsamen Abendessen. "Wieso?", fragte Alexej. "Wir kommen gerade so über die Runden", antwortete Dmitri und fügte hinzu: "Aber es wird nie für ein besseres Leben reichen." "Wer braucht schon ein besseres Leben?", antwortete Alexej halb scherzend, halb ernst. "Wir haben alles, was wir brauchen", fügte er hinzu. "Aber wir hatten uns doch vorgenommen, eines Tages so zu leben wie Fedor", erinnerte Dmitri ihn. "Was hat der, was wir nicht haben?", fragte Alexej. "Ein großes Haus", antwortete Dmitri. "Ok, aber was schlägst du vor, dass wir tun?", erkundigte sich Alexej. "Wir müssen ein Risiko eingehen", antwortete Dmitri. "Sollen wir uns vielleicht mitten auf den Alexanderplatz stellen?", scherzte Alexej. "Vielleicht hilft das tatsächlich", überlegte Dmitri.

"Vielleicht reicht auch ein kleinerer S-Bahnhof", sagte er schließlich.

Und so standen sie wenig später vor dem S-Bahnhof Neukölln. Es war mühsam, denn kaum jemand schien sich für ihre Ware zu interessieren, und sie mussten ständig auf der Hut sein. Die Polizei war nicht das Hauptproblem, denn die konnte man von Weitem sehen und die Kofferraumklappe rechtzeitig schließen, bevor sie kamen. Doch die Mitarbeiter des Ordnungsamts waren schwerer zu erkennen und tauchten oft überraschend aus der U-Bahnstation auf. Mehr als einmal wurden sie vertrieben, kehrten jedoch nach kurzer Zeit zurück. Monate vergingen, geprägt von hitzigen Diskussionen, ob sie weitermachen sollten oder nicht. Dann kam der Tag, an dem sie unerwarteten Besuch erhielten. Sie standen an ihrem gewohnten Ort, als plötzlich ein schwarzer Mercedes vor ihnen stoppte. Zwei Männer stiegen aus, einer zur Fahrertür und der andere zur

Beifahrertür. Beide hatten ihre Köpfe gesenkt, sodass ihre Gesichter schwer zu erkennen waren. Ein dritter Mann, Mitte/Ende 40 und asiatischer Herkunft, stieg aus der hinteren Tür aus. Er schaute in ihre Richtung und näherte sich, begleitet von den beiden Bodyguards. Dmitri stand auf, bemerkte jedoch, dass der Mann einen ganzen Kopf kleiner war als er. Das machte die Situation nicht weniger beunruhigend. Sie starrten einander mindestens eine Minute lang an, bevor der Asiate mit schwer verständlichem Akzent sagte: "Versteht Deutsch? Verkauft nichts mehr illegal, oder es wird Konsequenzen geben. Verstanden?" Ohne auf eine Antwort zu warten, kehrte er zum Auto zurück, gefolgt von seinen Begleitern. Wenige Augenblicke später waren sie verschwunden. "Was war das?", fragte Alexej. "Gute Frage", antwortete Dmitri. "Will er uns wirklich einschüchtern?", fragte Alexej. "Ich fürchte, er meint es ernst", sagte Dmitri schließlich.

Das war vor vielen Jahren. Inzwischen waren sie etablierte Unternehmer geworden. Sie kehrten zurück zu dem, was sie am besten konnten: den Transport von Gütern von A nach B, insbesondere von Dingen, die andere Firmen nicht transportieren wollten. "Egal was", wie Alexej oft sagte. Sie konnten gute Preise verlangen und verdienten trotzdem gutes Geld, auch weil sie keine Steuern zahlten. Sie hatten Leute, die für sie die unangenehmen Aufgaben erledigten, insbesondere junge Russen, die in einer ähnlichen Lage wie sie damals waren und froh waren, irgendein Einkommen zu haben. Doch dann verschwand Igor, der für sie spezielle Aufträge ausführte, nach ihrer letzten Tour, obwohl er längst zurück sein sollte.

Pho

Jan saß in der U8 Richtung Hermannplatz. Seine Gedanken kreisten auf ungewöhnliche Weise. Viel war an diesem Abend passiert. Zu viel. Es begann verheißungsvoll und lag an einer Person namens Julia. Er hatte sie auf einer Datingplattform kennengelernt. Lange hatte er sich dagegen gewehrt, Online-Dating auszuprobieren. Sein bester Freund Ben hatte ihm schon längere Zeit davon erzählt, wie er Frauen auf solchen Plattformen kennenlernte. Er versuchte ihn davon zu überzeugen, doch er glaubte nicht an den Erfolg.

Eines Abends jedoch, als er mal wieder allein zu Hause auf dem Sofa saß, kam es über ihn. Er meldete sich bei einer Plattform namens Date24 an, die mit einer vielversprechenden Aussage um Date-Willige warb: "Alle paar Minuten lernen sich Singles hier kennen." Es überzeugte ihn. Er klickte auf "Anmelden". Nach wenigen Minuten hatte er ein

Profil erstellt. Im letzten Schritt lud er noch ein Foto hoch, sein Lieblingsfoto. Es zeigte ihn, wie er einen Strandspaziergang an der Ostsee machte. Das war vor 5 Jahren. Dann sah er auch schon die ersten Frauen, die ihn anlächelten. Er klickte auf das erste Foto. "Die sieht aber sehr nett aus", dachte er sich. Daher klickte er auf "Verbinden". Das wiederholte er bei anderen Frauen, die ihm sympathisch waren. Doch es passierte nichts. Das bestätigte seine Zweifel. Sein Freund Ben meinte, er müsse selbst aktiv werden, wenn er jemanden kennenlernen wollte. Es verhalf ihm zu seinem ersten Match, brachte aber ein neues Problem mit sich; er wusste nicht, was er schreiben sollte. Auch hier half ihm sein Freund. Wobei er nicht helfen konnte, war das Aufrechterhalten einer Konversation. Es war einfach nicht sein Ding.

Doch er sollte Glück haben. Eine Frau namens Julia nahm ihm die Arbeit ab und führte die Konversation in die richtige Richtung. Laut ihrem Profil war sie 36

Jahre alt, also 1 Jahr jünger als er selbst. Sie hatten sich bei einem asiatischen Restaurant in der Gleimstraße getroffen. Laut ihrer Aussage handelte es sich um ihrem "Lieblings-Vietnamesen", wie sie schrieb. Er schaffte es natürlich nicht, rechtzeitig vor Ort zu sein. Ein Blick auf sein Handy zeigte ihm, dass er 11 Minuten zu spät war. Sicher war sie sauer, dachte er sich. Im Restaurant angekommen, schaute er sich um. Es war gut gefüllt. Aber wenn die Fotos nicht logen, dann musste es die Frau in der hinteren Ecke sein. Er ging langsam in die Richtung. Sie winkte ihm. Das war ihm etwas peinlich - vor den ganzen Leuten. Er spürte, wie sich die Farbe in seinem Gesicht änderte. Doch es gab kein Entkommen, er musste sich der Sache stellen. Schließlich wollte er sie ja treffen und hatte es jetzt sogar bis hierher geschafft. Er zog sich die Schuhe aus und setzte sich zu ihr an den tiefen Tisch - im Schneidersitz. Ihm entkam ein leises "Hallo". "Hallo", erwiderte sie. "Sorry für die Verspätung", sagte er. "Kein Problem. Ich habe die Zeit zu nutzen

gewusst", scherzte sie. "Weißt du denn schon, was du isst?", fragte er. "Ja, ich komme ja öfter hierher. Ich nehme meistens die Buddha Bowl. Die ist lecker und vielfältig. Unten Reis und oben Gemüse, Tofu und Bohnen. Achso. Und Koriander. Ich bestelle das aber meistens ohne", sagte sie. "Koriander?", sagte er fragend. "Ja, welches fürchterliche Kraut", sagte sie und fuhr fort: "Wer isst denn sowas?". "Asiaten?", sagte er fragend.

Und so ging es den ganzen Abend weiter. Er beschränkte sich aufs Zuhören. Sie erzählte von ihrem Job im Steuerberaterbüro in Mitte, ihrer 1-Zimmer-Wohnung mit Blick auf den Mauerpark, ihrem Dorf in Niedersachsen, aus dem sie kam, und ihrem Hund Timmy. Es war ein Jack Russel, und der saß hinter ihnen, bei den Schuhen. Es war ihm gar nicht aufgefallen, als er die Schuhe auszog. Sie berichtete ganz stolz, dass sie ihren Jack Russel sogar mit ins Büro nehmen durfte. Da er hauptsächlich zuhörte, hatte er irgendwann seine

Pho-Suppe aufgegessen, während ihre Schüssel noch fast voll war. Irgendwann war sie aber auch damit fertig, und die Konversation ebte langsam ab. Sie meinte, sie hätte noch ein paar Sachen zu erledigen zu Hause. Dann sagte sie: "Lass Du, ich muss noch ein paar Sachen erledigen zu Hause. Lass uns mal nach der Rechnung fragen!". "Ok", entgegnete er.

Und so befanden sie sich kurze Zeit später auf der Straße. Sie sagte: "Danke für den schönen Abend", drehte sich um, ohne auf eine Reaktion zu warten. Er schaute ihr noch eine Weile hinterher, wie sie Timmy an der Leine in Richtung Mauerpark ging. Dann brach er auf; in die andere Richtung; in Richtung Schönhauser Allee. Er wurde durch ein komisches Geräusch aus seinen Gedanken gerissen. Ein Geräusch, das er so noch nie gehört hatte. Er drehte sich in alle Richtungen, aber sah keine verdächtigen Bewegungen. Es waren nur wenige Leute unterwegs, und die waren hundert

Meter entfernt. Dann entdeckte er etwas. Wenige Meter vor ihm - in einem schlecht ausgeleuchteten Teil - lag etwas großes auf dem Gehweg. Es sah aus wie ein großes Tier. Doch als er näher kam, sah er, dass es sich um einen Menschen handelte. Und nach seiner ersten Prognose schien diese Person nicht mehr zu leben. Er prüfte den Puls, und musste leider feststellen, dass seine Prognose richtig war. Der Mann hatte keinen Puls mehr. Er schaute nach oben, um zu sehen, von wo aus die Person gefallen sein könnte. Und er glaubte, kurz jemanden gesehen zu haben, der runter schaute. Aber er musste zunächst seine Kollegen verständigen. Doch schon trafen die ersten Leute ein; ein Pärchen. Der Mann fragte, ob er helfen kann. Jan erklärte ihm, dass er den Krankenwagen rufen soll. Er selbst wählte die 110. Dann versuchte er so gut es geht, dann bedeckte er die Person mit seiner Jacke und stellte sich schützend vor die Leiche, um so mit seinen limitierten Mitteln die Unfallstelle zu sichern. Nur wenige Minuten später hörte er das

Martinshorn eines Polizeiwagens, das näher kam. Der Sound wurde Sekunden später von einer weiteren Sirene verstärkt, die eines Krankenwagens. Beide trafen ein und übernahmen die Szene. Die rot gekleideten kümmerten sich um die Person auf dem Boden, die Blauen um das Drumherum. Jan wurde von einem der Blauen angesprochen, der ihn bat, mit zum Polizeiwagen zu kommen. Der war mehr als erstaunt, als Jan sich als Polizist auswies. "Gut Kollege Klausner, dann kennen sie ja das Prozedere. Die Kollegen vom LKA werden gleich da sein. Gern können sie hier im Auto auf sie warten."

Die Kriminalpolizisten trafen tatsächlich bald ein. Eine Dame kam nach Rücksprache mit dem Streifenpolizist direkt rüber zu ihm. Sie stellte sich als Ehnert vor und verschwendete keine Zeit mit Smalltalk und bat ihn die Geschichte zu rekonstruieren. Er gab alles fein wieder inklusive seinem Date mit Julia und dem Mann, den er oben vom Balkon runter hat schauen sehen. Die Kollegin

wollte, dass er die Person beschrieb. Dies fiel ihm sehr schwer, denn es war dunkel und der Moment extrem kurz. Aber es musste ein Mann gewesen sein, betonte Jan. Die Kollegin bedankte sich und teilte ihm mit, dass sie sich die Tage noch mal melden würde. Er nickte und verließ den Tatort.

Er konnte die Nacht nicht einschlafen. Der Kopf hörte einfach nicht auf zu arbeiten. Seine Gedanken sprangen von Julia zur Leiche und wieder zurück. Es war 5 Uhr morgens, als er dann den Versuch einzuschlafen aufgab. Stattdessen zog er sich an und machte sich auf den Weg ins Büro. Es war noch dunkel draußen, als er die Straße betrat. Dafür war es extrem ruhig. So ruhig, dass es schon fast unheimlich war. Er hatte Szenen aus einem Film im Kopf, wo die Stadt London komplett leergefegt war und blutsaugende Zombies das Leben beherrschten. Er fragte sich, was er machen würde, wenn nun einer vor ihm stand. Doch bog etwas um die Ecke. Er war für einen Moment in Schockstarre.

Dann erkannte er, dass es sich um einen Pudeln handelte, der von einer älteren Dame Gassi geführt wurde. Er fing sich wieder und setzte seinen Weg fort. Der fehlende Schlaf wirkte sich wohl auf seine Sinne aus.

Er war der Erste im Büro heute. Das passierte selten und würde seinen Chef sicher überraschen. Die Zeit bis zu seiner Ankunft würde er aber nutzen, um seine Gedanken zu beruhigen. Er loggte sich in die Datenbank des LKA ein. Für ihre Arbeit hatten sie extra einen Rechner hingestellt bekommen, mit dem sie direkt mit dem LKA verbunden waren. Mit ihren Laptops wiederum konnten sie das nicht. Dafür konnten sie damit frei im Internet surfen, worauf sie für ihre Recherche auch angewiesen waren. In der LKA Datenbank fand er alle Personen, die an der Adresse Kopenhagener Straße 67 gemeldet waren, dem Ort, wo sich der Unfall ereignete. Und prompt fand er zwei Personen, die einen ausländisch klingenden Namen hatten. Einer

davon war ein Mann. "Et Voila", sagte er zu sich selbst - laut. Das Bild passte zu dem Mann, den er gestern Abend auf dem Bürgersteig liegen sah. Daneben stand sein Name: Igor Prozorow. Es handelte sich um einen in der Sowjetunion geborenen Mann, der im Jahr 1987 nach Ost-Berlin gezogen war. Leider gab es keine weiteren Daten, die irgendwelche Schlüsse zuließen. Aber das hatte er auch nicht erwartet. Er hatte ja gefunden, was er suchte. Mit dem Namen auf einem Stück Papier wanderte er rüber zu seinem Laptop und setzte seine Recherche fort. Wie er aber schon annahm, war bei Google nichts zu finden. Er würde wohl die kyrillische Version des Namens finden müssen, um weiterzukommen.

Seine Gedanken wurden durch ein Geräusch unterbrochen. Noch im selben Moment ging die Tür auf. Dort stand sein Chef - mit viel Gepäck. Er schien mehr als überrascht, Jan hier zu sehen. Dementsprechend fiel auch seine Ausruf aus:

"Klausner, hat deine Freundin dich rausgeschmissen?". Wieder einer dieser Sätze, zu dem Jan ad hoc keine Antwort einfiel.

Henning wartete nicht auf die Antwort und machte sich gleich daran, sein Gepäck abzuladen. Darunter war eine Box mit Donuts, wie Jan sehen konnte. Das war ungewöhnlich. Aber dann ging Jan ein Licht auf. Sein Chef musste Geburtstag haben. Also wünschte er Walter alles Gute. Aber anstatt sich zu bedanken, lachte er und sagte anschließend: "Nee, nee, Klausner. Warte ab. Du wirst noch sehen, was es heute zu feiern gibt. Kaffee wäre nicht schlecht". Jan verstand das als Aufforderung und machte sich auf in die Küche. Dann klingelte es an der Tür. Das war sehr ungewöhnlich, dachte Jan, denn es hat noch nie zuvor hier geklingelt. Es kam ihm der Gedanke, dass ihn die Kollegen vom LKA ihn hier abholen würden. Sein Chef öffnete die Tür höchstpersönlich. Jan schaute von der Küche aus zu. Es bot ihm eine gewisse Deckung. Er war

überrascht, als er sah, dass eine Frau mit kurzen Haaren zur Tür herein kam. Sein Chef begrüßte sie, als würden sie sich kennen. Dann kamen sie auch schon zu ihm in die Küche.

Sein Chef stellte beide einander vor. Sie hieß Alea Richter und reichte ihm die Hand. Er schüttelte sie und bemerkte, wie er seine Augen dabei Richtung Boden richtete. Er ärgerte sich jedes Mal darüber, wenn das passierte. Es war ein Automatismus - etwas, wogegen er nichts machen konnte. "Na dann lasst uns doch mal anstoßen", meinte sein Chef. "Anstoßen?" dachte Jan und sprach seinen Gedanken laut genug aus, sodass alle es hörten. "Ja", meinte sein Chef und führte fort: "Frau Richter ist ab sofort Teil unseres Teams".

Den Gang runter

Sie hatte sich eine andere Vorstellung von der neuen Abteilung gemacht. In ihrer Vorstellung sah sie viele Nerds mit Brillen vor sich, die ihre Augen auf eine Handvoll Monitore gerichtet hatten. Stattdessen gab es hier insgesamt nur zwei Computer und zwei Monitore. Und dann war da nur ein einziger Kollege, der allerdings recht zurückhaltend wirkte. Sie würde sogar so weit gehen und behaupten, dass er unsicher wirkte.

In ihrem Leben hatte sie viele Männer getroffen, nicht zuletzt in ihrem Job als Barkeeperin. Hier traf sie auf jede Art von Typ - den Schüchternen, den Möchte-gern, den Spießler, das Alphamännchen und den Unverschämten. Sie konnte Männer nach einem kurzen Blick gut einschätzen. Besonders die Unverschämten ließen sie oft daran zweifeln, ob sie

das Richtige tat. Sie erinnerte sich an einen Typen, der ihr auf den Hintern gefasst hatte. Das hatte sie so wütend gemacht, dass sie ihm eine Ohrfeige verpasst und ihn persönlich zur Tür hinausgeworfen hatte. An diesem Tag hatte sie beschlossen, etwas aus ihrem Leben zu machen und sich von solchen Leuten fernzuhalten. Schon als Kind hatte sie den Wunsch gehabt, Polizistin zu werden. Daher war die Berufswahl relativ einfach. Ihre Eltern waren skeptisch. "Wieso willst du so einen gefährlichen Beruf ausüben?", fragte ihre Mutter. Sie hatte damals geantwortet: "Ich finde es aufregend, Verbrecher zu jagen." Das war natürlich nicht die ganze Wahrheit gewesen. Der andere Teil der Wahrheit war, dass sie es den Männern zeigen wollte. Aber sie wusste, dass ihre Mutter nur den Kopf schütteln würde, wenn sie das hören würde.

Die Ausbildung war sehr hart für sie. Sie war die einzige Frau unter vielen Männern. Auf der einen Seite schienen sich einige der Männer für sie zu interessieren. Auf der anderen Seite ließen sie auch sexistische Sprüche los. Sie wurde belächelt, nicht nur beim Schusswaffentraining. Aber das war für sie kein Grund aufzugeben, sondern vielmehr eine Motivation, härter zu arbeiten. Dazu gehörte auch, sich für Dinge zu interessieren, denen ihre Kollegen keine Beachtung schenkten, wie die Nutzung des Computers zur Recherche. Ihre männlichen Kollegen hatten kein Interesse daran gezeigt. Wahrscheinlich war es für sie nicht "actionreich" genug. Das war für sie erst recht ein Ansporn. Sie arbeitete hart und zeigte stets volles Interesse an allen Themen, einschließlich der Arbeit am Computer, die die meisten ihrer männlichen Kollegen vernachlässigten.

Kurz vor Ende der Ausbildung kam jemand auf sie zu und fragte, ob sie Interesse hätte, in einer neuen Abteilung zu arbeiten, in der sie Cyberkriminelle jagen würde.

Und nun stand sie hier. Der schüchterne Kollege schaute auf den Boden, als sie ihm die Hand reichte. Ihr Chef sagte: "Keine Sorge, ihr werdet gut zusammenpassen. Da bin ich mir sicher." Als er das sagte, klingelte das Telefon an seinem Schreibtisch. Er entschuldigte sich und nahm den Anruf entgegen. Sie waren nun allein. Sie überlegte, was sie fragen sollte. "Wie lange arbeiten Sie denn schon hier, Kollege Klausner?", fragte sie schließlich. Er antwortete kurz und knapp: "Ein Jahr." Bevor sie die nächste Frage stellen konnte, kam ihr Chef zurück und gestikulierte heftig. Wenn sie es richtig interpretierte, sollten sie sich bereit

machen, das Büro zu verlassen. Kurz darauf saßen sie alle im Auto von Brückner, einem Golf. "Wir fahren zum LKA", sagte ihr Chef.

Er fuhr ziemlich flott. Das überraschte sie, denn bei einem Mann in seinen Fünfzigern hatte sie etwas anderes erwartet. Während der Fahrt erzählte er, dass er in Erkner lebte und dort ein Haus hatte, in dem er mit seiner Familie wohnte. Sie nickte und sagte: "Sehr schön dort." "Dort sind Sie sicher auch nicht weit vom nächsten See entfernt, oder?" fragte sie. "Richtig, liebe Kollegin. Meine Kinder sind echte Wasserratten und verbringen den Sommer fast ausschließlich in der Nähe von Wasser", berichtete er. So plauderten sie noch eine Weile über Erkner und das Leben im Speckgürtel, bevor sie schließlich am LKA ankamen. Es war ein imposantes Gebäude, viel größer als sie erwartet hatte.

"Ich muss uns als Besucher anmelden", sagte ihr Chef auf dem Weg hinein. Nachdem sie das erledigt hatten, führte er sie die Treppen hinauf. Dabei bemerkte sie, dass sie ihren Kollegen Klausner aus den Augen verloren hatten. "Vielleicht hat er eine andere Aufgabe?" fragte sie sich.

Im vierten Stock bogen sie nach rechts ab und gingen den Flur entlang. Vor dem letzten Zimmer auf der rechten Seite hielten sie an. Auf dem Türschild stand "Hauptkommissar Brückner". Ihr Chef klopfte an und öffnete die Tür ohne zu warten. Der Mann, der am Telefon gesprochen hatte, winkte ihnen zu, sich zu setzen - zumindest interpretierte sie seine Gesten so. "Ich muss leider Schluss machen", sagte der Hauptkommissar ins Telefon. Wenige Momente später sagte er "Tschau" und legte auf. "Moin", begrüßte er sie. "Guten Tag,

Kollege Brückner", sagte ihr Chef und fügte hinzu: "Das ist Kollegin Richter. Sie beginnt heute bei uns in der Abteilung als Kommissarin." "Hauptkommissar Brückner, freut mich", sagte er. "Ganz meinerseits", erwiderte sie. "Und das ist Kollege Klausner", sagte ihr Chef und zeigte auf den Kollegen, der in der Tür stand.

Brückner berichtete, dass gestern eine Leiche gefunden worden war. Es handelte sich wohl um einen Mann namens Igor Prozorow aus der ehemaligen Sowjetunion. Brückner erklärte, dass man vermutete, er sei in Drogengeschäfte verwickelt gewesen. "Aber leider fehlen uns bisher jegliche Beweise", fügte er hinzu. "Wir konnten jedoch seinen Laptop in seiner Wohnung sicherstellen", sagte er sachlich. Sie beobachtete ihren Chef, der weiterhin aufmerksam nickte.

Brückner erklärte weiter, dass er sie deshalb gerufen hatte. "Ich hatte gehofft, dass ihr vielleicht auf die Schnelle etwas Brauchbares auf dem Laptop finden würdet; schließlich seid ihr die Computerexperten."

Ihr Chef hörte auf zu nicken und fragte: "Warum gibst du das nicht an die Forensik?" "Die können sich erst übermorgen darum kümmern", erklärte Brückner. "Deshalb hatte ich gehofft, vielleicht schon einige Informationen von euch zu bekommen, auf dem kurzen Dienstweg sozusagen." "Okay", erwiderte ihr Chef und fragte: "Wie lange dürfen wir den Laptop behalten?" "48 Stunden", antwortete Brückner.

Sie erwartete, dass das Thema damit erledigt war, aber ihr Chef schien neugierig zu sein. "Wie ist die Person gestorben?" fragte er. Brückner teilte mit,

dass er tot vor der Wohnung gefunden wurde und wahrscheinlich aus dem dritten Stock gestürzt war. "Ein Kollege hat ihn als Erster entdeckt. Er war zufällig außerhalb seiner Dienstzeit vorbeigekommen", erklärte Brückner. "Ja, das stimmt", sagte Jan, der bisher ruhig geblieben war. Alle Augen waren nun auf ihn gerichtet.

Mauerpark

Dmitri war besorgt. Er hatte den ganzen Tag versucht, Igor telefonisch zu erreichen, aber Igors Telefon schien ausgeschaltet zu sein. Igor war der Fahrer, den sie am längsten kannten und dem sie am meisten vertrauten. Sie zahlten ihm auch mehr als den anderen Fahrern. Er war vertrauenswürdig und hatte sie noch nie im Stich gelassen. Eigentlich hätte er sich längst zurückgemeldet haben müssen. Verschiedene Szenarien gingen ihm durch den Kopf, angefangen bei der simplen Möglichkeit, dass sein Telefon kaputt war, bis hin zu einer Entführung. Schließlich entschied er sich, zu Igors Wohnung zu fahren. In der Vergangenheit hatte er Igor schon einmal besucht und wusste daher, wo er wohnte. Egal, welches Szenario es war, es versetzte ihn in Alarmbereitschaft. Daher war Vorsicht geboten. Damit konnte er sich eigentlich aus. Zum Beispiel

parkte er sein Auto niemals direkt vor der Tür, um nicht sofort als Besucher erkennbar zu sein.

Er ging zunächst am Haus vorbei, bemerkte jedoch nichts Auffälliges. Dann kehrte er zurück zum Haus und klingelte bei einem Nachbarn. Eine tiefe Stimme drang aus dem Lautsprecher neben der Klingelanlage und fragte: "Ja?" Dmitri erklärte, dass er seinen Schlüssel vergessen hatte. Dieser Trick funktionierte normalerweise immer. Der Nachbar wollte wissen, wer er war, und Dmitri antwortete: "Prozorow, von oben." "Ok", war die Antwort, und der Türöffner wurde betätigt. Dmitri drückte die Tür und betrat das Haus.

Er nahm die Stufen langsam und vorsichtig, in Erwartung, dass irgendwo eine Tür geöffnet werden könnte, aber das geschah nicht. Er erreichte schließlich die Wohnung im dritten Stock, wo Igor wohnte. Als er sein Ohr an die Tür legen wollte, bemerkte er einen Aufkleber an der Tür mit dem

Berliner Bären, dem Wahrzeichen Berlins, und den Worten "Der Polizeipräsident in Berlin". Das ließ ihn zurückweichen, und tausend Gedanken schossen ihm gleichzeitig durch den Kopf. Wenige Sekunden später hatte er sich gesammelt und beschlossen, vorerst Abstand zu nehmen, um nicht entdeckt zu werden.

Zurück im Auto wählte er die Nummer von Alexej. Dieser war genauso überrascht, aber er verarbeitete die Situation schneller. Er erklärte, dass es nur zwei mögliche Szenarien gab. Dmitri konnte sich jedoch nicht auf das Autofahren konzentrieren, also hielt er an. Er schien ohne Ziel losgefahren zu sein und schaute direkt auf die Max-Schmeling-Halle, was nicht der übliche Weg gewesen wäre. Alexej fragte, ob er noch dran sei, und Dmitri antwortete mit einem "Einen Moment". Er dachte darüber nach, das Auto hier zu parken und einen Spaziergang zu machen. Währenddessen erklärte Alexej, dass die Polizei dort etwas gefunden haben musste, etwas

Illegales von signifikantem Wert. Nicht einfach Zigaretten. Bei dem Wort fiel Dmitri die Zigaretenschachtel im Auto ein, die dort schon länger lag und die er eigentlich nie angerührt hatte. Aber jetzt hätte er gerne eine Zigarette, dachte er, und ging zurück zum Auto. "Wenn es keine Zigaretten waren, was dann?", fragte er. "Vielleicht Drogen", entgegnete Alexej. Sie diskutierten eine Weile über mögliche Drogengeschäfte, die Igor betrieben haben könnte, und wie er das gemacht haben könnte. Alexej betonte jedoch auch, dass es eine andere Option gab: einen Unfall mit tödlichen Folgen oder sogar einen Mord. Das brachte Dmitri zum Nachdenken, und er musste sich setzen. Die erste Zigarette war bereits aufgeraucht, also zündete er sich eine zweite an. Alexej sprach weiter, aber Dmitri hörte nicht mehr wirklich zu. Zu viele Gedanken gingen ihm durch den Kopf.

Er schaute nach oben und bemerkte, dass er direkt vor den Erbstücken der Berliner Mauer saß. Hier

hatte man ein Stück der originalen Mauer stehen lassen, daher der Name des Parks, in dem er sich befand: der Mauerpark. Ob sich die Jugendlichen, die hier Graffiti an die Mauer sprühten, darum scherten, bezweifelte er. Als Kind hatte er immer davon geträumt, mit einer Spraydose herumzuziehen und alles zu besprühen, was er vor die Dose bekam. Aber damals konnte er sich keine Spraydosen leisten, und sie waren wohl auch nicht so leicht erhältlich wie heute. Er erinnerte sich daran, wie ihm sein Freund Oleg kürzlich erklärt hatte, was "Bombing" bedeutete. In einem Telefonat hatte Oleg von Problemen mit seinem Sohn berichtet, der sich das Sprayen nicht verbieten lassen wollte. Oleg schien viel Übung darin zu haben, wie man Schlösser öffnete. Die Haustür öffnete sich in wenigen Sekunden. Sie gingen langsam nach oben, während Alexej im Auto wartete. Oben angekommen, öffnete Oleg das Fenster zum Hof und signalisierte, dass der Weg frei war.

Nach einer gefühlten Ewigkeit kam er zurück und hielt eine Plastiktüte in der Hand. "Bitte schön", sagte er. Oleg griff hinein und zog ein Bündel Geldscheine heraus. Dmitri nahm das Bündel entgegen und ließ die Scheine kurz über seine Finger gleiten, wie ein professioneller Kartenspieler. Es waren lauter Fünfzig-Euro-Scheine, und es mussten mehrere Tausend Euro sein.

Der im Auto zurückgebliebene Alexej staunte nicht schlecht. "So viel Geld?", sagte er. "Vergesst nicht, dass er kein Konto hatte", erinnerte Dmitri. Igor war einer der Leute, die kein Bankkonto bekommen konnten, da Banken sich ihre Kunden aussuchten. "Aber wir haben ihm doch niemals so viel Geld gezahlt", sagte Alexej. "Vielleicht hatte er noch ein anderes Geschäft am Laufen", schlug Dmitri vor. "Oder vielleicht hat er eine Bank ausgeraubt", warf Oleg scherzhaft ein, und alle lachten. "Das lohnt sich wohl nicht mehr", sagte Alexej schließlich. Alle nickten zustimmend. "Oder er hat einfach nur sein

verdientes Geld gesammelt", überlegte Dmitri. "Aber das ist schon ziemlich viel", stellte Alexej fest. "Stimmt. Vielleicht hat er auf andere Weise Geld verdient", schlug Oleg vor. "Ja, das könnte sein", sagte Alexej. Die Diskussion ging noch eine ganze Weile weiter.

Eislieferung

Sein Chef war gut darin, Aufgaben zu verteilen, aber nicht unbedingt gerecht, dachte Jan. Denn er hatte die undankbare Aufgabe, ein Ladekabel zu kaufen. Wo er eins herbekam, war sein Problem. Und das, obwohl er gar kein Auto besaß. Hoffentlich hatten sie dieses seltsame Kabel am Alexanderplatz, dachte er. Es stellte sich heraus, dass Alea ein echter Nerd war und somit prädestiniert, den Computer nach Informationen zu durchsuchen. Der Computer hatte noch 80 % Batterie, sodass sie mindestens 2 Stunden ohne Strom auskommen würde.

Sein Chef würde noch einmal zum LKA fahren. „Mit euch beiden im Raum konnte Brückner ja keine weiteren Informationen preisgeben, besonders nachdem unser Kollege hier ja in den Fall verwickelt

war“, erklärte sein Chef vorhin, während er Jan anschaute. Jan wusste jedoch auch, dass sein Chef klären wollte, inwieweit sein Mitarbeiter unter Verdacht stand. Denn das hätte einen erheblichen Einfluss auf die Arbeit, die sie hier zu verrichten hatten. Sicherlich war das auch ein Grund, warum Jan Aufgaben bekam, die ihn von der eigentlichen Arbeit fernhielten.

Wenige Minuten später war er am Kottbusser Tor angekommen und stieg in die U8 Richtung Wittenau ein. Es war keine Rush-Hour, daher war der Zug halbwegs leer. Die meisten Leute waren mit sich beschäftigt. Er erwischte sich, wie er eine Frau anstarrte, die einem Baby die Brust gab. Denn sie starrte zurück. Peinlich senkte er die Augen. Dann hörte er ein paar Jugendliche, die über irgendwelche Sneaker sprachen. Es schien, als wären sie auf dem Weg zu einem Laden, um zu sehen, ob sie angekommen sind. Apropos Laden. Er fragte sich, wohin er gehen würde, wenn sie bei

Media Markt das Kabel nicht hätten. Aber ihm fiel erstmal nichts ein.

Gegen 18 Uhr kam er zurück ins Büro. Leider hatte er kein passendes Kabel bekommen. Man erklärte ihm überall, dass dieses Modell veraltet sei und ein Netzteil nicht mehr bestellbar war. Er rechnete schon damit, dass er böse Gesichter sehen würde. Stattdessen klebten beide mit ihren Augen auf dem Bildschirm des Laptops. Nur Alea schaute kurz auf und lächelte ihn an. Er musste zweimal hingucken. Es schien, als würde der Laptop am Netz hängen. „Wie kann das sein?“, fragte er laut genug, damit alle es hören konnten. Aber keiner antwortete. Er sah, wie sie Post-It-Notes an der Wand angebracht hatten, und begann, sie zu studieren. Denn er hatte gerade nichts anderes zu tun. Doch dann ertönte die Stimme seines Chefs. Er fragte, ob Jan bereit wäre, Pizza für alle zu holen. „Es wird ein langer Abend werden, und eine Stärkung wird uns allen

guttun“, meinte Henning und drückte Jan 50 Euro in die Hand.

Beim gemeinsamen Essen erzählte sein Chef, dass die Kollegin Meier Richter heute große Dienste geleistet habe. Man spürte, wie stolz er auf seine Neuerwerbung war. Jan merkte, dass dieses Gerede etwas in ihm auslöste, konnte aber dieses Gefühl nicht richtig greifen. Sein Chef berichtete weiterhin, dass Jan nicht länger ein Verdächtiger war. Sein Alibi wurde überprüft. Nach der Pizza gingen sie wieder an die Arbeit. Sie erklärten ihm, dass sie alle Konversationen, die Igor auf Facebook geführt hatte, exportiert und in Dokumenten gespeichert hatten. Sie waren alle in Russisch, also müssten sie zuerst übersetzt werden. Diese Aufgabe hatten sie anscheinend für ihn vorgesehen. „Wie soll ich das anstellen?“, fragte er. Alea zeigte ihm, wie man den Inhalt eines Dokuments auf eine Webseite kopiert, wo dann nach dem Drücken auf den „Jetzt

übersetzen“-Knopf plötzlich die deutsche Übersetzung auf dem Bildschirm erschien. Sein Chef fügte hinzu, dass er bitte die Übersetzungen speichern und interessante Details auf ein Post-It-Note schreiben solle. Ein leises „Pffffff“ entwich seinen Lippen.

Es schien, als handelte es sich hier um Konversationen, die Igor mit Leuten geführt hatte. Das mussten die sein, von denen seine Kollegen vorhin sprachen. Er tat, was ihm angewiesen wurde, und begann zu lesen. Doch die Übersetzungen waren teilweise schwer verständlich. Er musste mehrmals die Sätze lesen, um zu verstehen, was hier gesagt wurde. Da standen Sätze wie: “L hat die Briketts.” “Eis aus.” “Am Ende ist das Taxi spät gefahren.” Er konnte sich keinen Reim darauf machen, wollte aber auch nicht schon wieder nachfragen. Also setzte er seine Arbeit fort und speicherte die Übersetzungen, wie ihm aufgetragen wurde.

Die nächsten zwei Konversationen waren belanglos. Eine war kurz und handelte sich lediglich um die Übermittlung von Geburtstagsglückwünschen. Die andere war keine, denn Igor antwortete nie darauf. Anders als die anderen Konversationen war diese auf Deutsch geschrieben. Dort stand: "Wenn du weiterhin in Berlin dein Zeug verkaufst, dann bist du irgendwann weg." Der Absender hieß "Lu Pu". Er überlegte, ob er seine Kollegen rufen sollte. Er entschied sich dafür. Sie kamen zu ihm und sahen sich den Text auf Jans Bildschirm an. Sein Chef kritzelte sofort das Wort "Lu Pu" auf einen Post-It. Dann gingen sie zurück zu Igors Rechner, wohl um sich das Profil von "Lu Pu" anzuschauen. Doch dort war nicht viel zu finden, nicht einmal ein Bild. Ein leises "Verdammt" entkam den Lippen seines Chefs. Es war ein langer Tag gewesen, und die Ergebnisse waren mager.

Symptomatisch. Ihre „Abteilung“ war mit großen Erwartungen gestartet, doch es stellte sich heraus,

dass es gar nicht so einfach war, „Cyberkriminelle“ zu überführen. Das Internet war einfach zu undurchsichtig. Leute agierten oft anonym, wie auch in diesem Fall. Dazu gab es extrem viele Plattformen, wo sich Leute herumtrieben. Eine davon war die Kleinanzeigen-Plattform. Und dort hatten sie auch angefangen, da es lokale Anbieter waren. Hier wurden die skurrilsten Sachen angeboten: Sexarbeit, Waffen, Drogen. Um zu verstehen, wer diese illegalen Sachen anbot, mussten sie sich mit den Leuten treffen. Sie kontaktierten die Leute und gaben sich als Käufer aus. So trafen sie sich einmal mit einer Person, die Marihuana auf eBay anbot. Nach einigen E-Mails trafen sie sich mit dem Verkäufer unter einer Brücke in Alt-Glienicke. Sie begannen, Fragen an den Verkäufer zu stellen, worauf dieser dann die Flucht ergriff. Beim nächsten Mal waren sie schlauer und nahmen den Verkäufer einfach direkt fest - wegen „Besitz von Drogen“. Dies war eigentlich nicht ihre Arbeit. Daher brachten sie ihn

direkt zum LKA, wo sie ihn auch selbst verhörten. Leider konnten sie aus ihm nichts weiter herausbekommen, als dass er das Zeug von einem Asiaten bezogen hatte. Am Ende des Tages mussten sie ihn gehen lassen.

Jan spürte, wie Brückner im Fall Igor voller Hoffnung war, Informationen produzieren zu können, die der Polizei weiterhelfen würden. Damit würde er den Sinn und Zweck seiner Abteilung unter Beweis stellen. Aber dann rief er erstmal „So, Leute, Feierabend für heute!“ aus. Er bedankte sich bei Alea und Jan für ihren außerordentlichen Einsatz heute und wünschte ihnen einen erholsamen Abend. Diese Töne waren ihm neu. Er konnte sich nicht erinnern, solche Töne schon einmal gehört zu haben. Es entging ihm auch nicht, welch großer Fan sein Chef von der neuen Kollegin war. Er fühlte sich seit ihrer Ankunft wie das sprichwörtliche dritte Rad am Wagen.

Auch sonst auf anderer Front lief es weniger gut. Sein Date von gestern, Julia, war ja sicher vom LKA angerufen worden, da sein Alibi durchging. Aber auf seine SMS hatte sie nicht geantwortet. Als er zu Hause ankam, sendete er eine weitere Nachricht. Dann begab er sich auf die Suche nach der Enzyklopädie. Er fand sie nach einigem Suchen im Schlafzimmer, unter dem Bett wahrscheinlich, denn er hatte sie zuletzt dort gelesen. Aber an das, was er zuletzt nachgeschlagen hatte, konnte er sich nicht erinnern. Heute würde er über die Geschichte von Russland und Weißrussland lesen. Er wurde durch das Klingeln seines Handys geweckt. Es war sein Chef. „Moin, Klausner, ich hole dich in 20 Minuten ab“, sagte der, während Jan langsam die Augen öffnete und an sich herunterschaute. Er musste auf dem Sofa eingeschlafen sein. „Ok“, erwiderte er.

Als er im Auto saß, erklärte ihm sein Chef, dass sie in die Wohnung von Igor durften. „Eine großartige

Chance“, wie sein Chef befand. Er hoffte, dass sie dort weitere Informationen finden würden, die es ihnen ermöglichen würden, die bereits gesammelten besser zu verstehen. „Übrigens, Brückner will morgen einen Bericht“, fügte er hinzu. Das hieß für Jan, dass der Tag lang werden würde. Er hatte es gerade noch geschafft, kurz zu duschen und seine Kleidung zu wechseln. Ein Kaffee wäre toll, dachte er. Aber er traute sich nicht, seinen Chef zu bitten, irgendwo anzuhalten. Stattdessen erkundigte er sich, wo die Kollegin war. „Sie wird im Büro weiter an der Auswertung der Daten arbeiten“, antwortete dieser.

Sie parkten vor dem Haus. Ein Kollege vom LKA erwartete sie bereits. Gemeinsam gingen sie nach oben. Der Kollege entfernte den Aufkleber an der Tür. Nachdem er die Tür geöffnet hatte, gestikulierte er ihnen, einzutreten. Er bat sie, möglichst nichts durcheinander zu bringen. Sein Chef nickte. Er war Profi. Das musste man ihm

nicht sagen, dachte Jan. Sie hatten beide ihre Handschuhe an und gingen von Zimmer zu Zimmer. Dabei öffneten sie jede Lade, jede Tür, jede Schublade und schauten in jedes Gefäß. Im Wohnzimmer fanden sie ein Fotoalbum. Sie bekamen die Erlaubnis, es zu öffnen, und Jan erhielt den Auftrag, von jedem Foto ein Bild mit der mitgebrachten Kamera zu machen. Sein Chef kam irgendwann mit einem Ordner zurück. „Bitte auch hier Fotos machen - von jeder Seite“, sagte er. Jan nickte und ließ ein kaum hörbares Seufzen los. Darin waren seine Anmeldebescheinigung, der Mietvertrag und ein paar andere Dokumente.

Irgendwann waren sie zurück im Büro, wo sie Alea mit einem großen Grinsen begrüßte. Sie hatte etwas gefunden, meinte sie. Anscheinend war Igor immer mal in Prag gewesen.

Indiana Jones

“Soon you will be rich”, sagte Urs. Martin musste leicht grinsen, allerdings nicht unbedingt wegen der Tatsache, dass er jetzt ein echter Großschürfer war, sondern wegen der Art und Weise, wie Englisch mit schweizerdeutschem Akzent klang. Eigentlich war er nur in die Schweiz gekommen, um den Menschen hinter dem Pseudonym "coinguru" zu treffen. Er hatte ihn in einem sozialen Netzwerk kennengelernt, als er nach Gleichgesinnten in der "Bitcoin Deutschland" Gruppe suchte. Hier waren sich alle einig, dass eine zentral gesteuerte Währung keine Zukunft hatte. Nach der Sache mit Sophia war ihm noch klarer geworden, dass das bestehende Bankensystem keine Sicherheit bot. Ihre Bank hatte ihr das Geld bis heute nicht zurückgegeben. Ihm wurde bewusst, dass er sein Geld in Sicherheit bringen musste.

Martin betrachtete sich selbst als "Early Adopter", jemanden, der frühzeitig Trends in der Technologie erkannte. Aber er verstand nicht nur, was vor sich ging, sondern konnte es auch seiner Großmutter erklären. Das galt auch für das Internet. Doch was ihn immer gestört hatte, war die Datenspuren, die er hinterließ. Egal, was er im Internet tat, es wurden Daten gesammelt und gespeichert. Es hieß nicht umsonst: "Das Internet vergisst nicht". Und die Server, auf denen diese Daten lagen, wurden von Unternehmen kontrolliert, die Dienste anboten. Deshalb war er immer darauf bedacht, keinen Klarnamen zu verwenden. Er wollte nicht verfolgt werden, weder analog noch digital. Daher zahlte er oft genug bar. Und dennoch dachte er immer wieder, dass es eine bessere Lösung geben müsste. Eines Tages las er von einer digitalen Währung, die von niemandem kontrolliert wurde

und die Nutzer anonym blieben. Seitdem investierte er immer mehr Zeit in das Studium des Bitcoin-Themas.

Schnell lernte er, dass er ein Teil dieser Revolution sein konnte, indem er die Rechenleistung seines Computers zur Verfügung stellte und dafür mit Bitcoin belohnt wurde. Doch niemand in seinem Bekanntenkreis schien seine Begeisterung zu teilen, egal wem er davon erzählte. Aber das Internet wäre nicht das Internet, wenn es nicht irgendwo Menschen gäbe, die dafür Interesse zeigten. So fand er die Gruppe "Bitcoin Berlin", die regelmäßige Treffen organisierte. Das letzte Treffen fand im Room 77 statt, und er war auch dort. Er war überrascht, wie viele Leute bereits anwesend waren. Daher blieb er vorerst im Türrahmen stehen und beobachtete die Menschenmenge. Es waren

genau die Stereotypen, die er erwartet hatte: weiß, männlich, mit Hoodie oder T-Shirt. Er drängte sich an die Bar, bestellte ein Bier und wurde dann von dem Barkeeper gefragt: "Bar oder mit Bitcoin?" "Öhm, ... mit Euro", stammelte er. Der Typ neben ihm bemerkte das und fragte, ob er zum ersten Mal hier sei, was Martin bejahte. Es war der Beginn eines längeren Gesprächs. Der Typ hieß Mario und war gut vernetzt. Im Laufe des Abends stellte er Martin anderen Leuten vor. Von da an besuchte Martin regelmäßig die Treffen und wurde ein fester Bestandteil der Community. Bei Bier und Erdnüssen saßen sie oft zusammen und diskutierten darüber, wie man mit Bitcoin Geld verdienen könnte.

Eine Idee kristallisierte sich heraus, die alle faszinierend fanden: Sie wollten Frauen dazu bringen, Pornos zu produzieren, die sie dann mit

Bitcoin entlohnten. Dafür nutzten sie verschiedene Internetplattformen, um Frauen anzuschreiben. Die Antworten, die sie erhielten, waren meistens: "Was ist Bitcoin?", "Nein, danke" oder auch "Verpiss dich." Aber nun bot Urs Martin eine Möglichkeit, mit Bitcoin Geld zu verdienen. Allerdings bestand die nicht zu vernachlässigende Chance, dass der Bitcoin-Kurs unter das aktuelle Niveau fallen könnte. Martin glaubte jedoch eher daran, dass der Kurs in den nächsten Jahren steigen würde. Das Konzept schien zu genial zu sein, und die begrenzte Menge an schürfbaren Bitcoins würde es automatisch zu einem begehrten Gut machen. Darüber waren sich alle in der Community einig.

Die Lehman-Krise hatte gezeigt, wie schlecht es um das traditionelle Bankensystem stand. Sie hatten tatsächlich ihren Kunden riskante Papiere verkauft

und mit dem Geld groß gefeiert. Eine der "Schurkenbanken", wie er sie mittlerweile nannte, ließ sogar Robbie Williams für ein Privatkonzert einfliegen. Am Ende mussten die armen Steuerzahler die Banken retten, die das ihnen anvertraute Geld verjubelt hatten. Ein derartiges System konnte man einfach nicht unterstützen. Das schien auch die Botschaft des Bitcoin-Erfinders, Satoshi Nakamoto, zu sein.

Mit den gemieteten Rechnern würde Martin nun die Blockchain mit Rechenleistung unterstützen und gleichzeitig dafür mit Bitcoin entlohnt werden. Es war genial. Urs hatte ihm gezeigt, wie er in einer alten Lagerhalle in Polen eine Rechner-Farm betrieb und dort nicht einmal die Hälfte der Kosten für Miete und Strom hatte. Urs erklärte ihm, dass ein Rechner 500 EUR kosten würde. Dazu kamen noch

einmal 500 EUR für Miete und Strom. Im Gegenzug wurden ihm 18.000 Bitcoins versprochen, was bei der aktuellen Umrechnung fast 500 EUR Gewinn pro Rechner ausmachen würde. Martin schlug zu und mietete zunächst einen Rechner. Urs nahm das Geld bar entgegen und versicherte, dass er regelmäßig die Erträge an Martins Bitcoin-Adresse senden würde.

Martin überprüfte täglich sein Wallet, aber es änderte sich nichts. Von Tag zu Tag wurde er skeptischer. War er etwa einem Betrüger auf den Leim gegangen? Es war möglich. Schließlich ging er ein gewisses Risiko ein. Er hatte keine Adresse oder Rechnung erhalten. Das war das Risiko, das er bewusst eingegangen war. Daher hatte er zunächst nur einen kleinen Betrag investiert. Das Leben würde weitergehen, wenn es sich als Betrug

herausstellte. Dennoch fühlte er sich dumm, dies überhaupt in Erwägung gezogen zu haben. "Wie ein kleines Kind, das bestraft werden sollte", dachte er laut. Dabei kam ihm ein Gedanke.

Die Faszination des Ausgeliefertseins hatte er schon früh entdeckt. Damals konnte er es jedoch noch nicht richtig verstehen. Irgendwann erfuhr er, dass er nicht der einzige Mann war, dem es so ging. Es gab dafür einen Begriff: Sadomasochismus. Ja, es gab andere Männer, die ebenfalls Spaß daran hatten, von anderen Menschen beherrscht oder geschlagen zu werden. In seinem Fall war es eine Frau, die er stets mit "Herrin Xenia" ansprach. Seit Jahren ging er zu ihr. Sie wusste, was sie mit ihm anstellen sollte. Was er nicht mochte, waren Peitschenhiebe. Ansonsten durfte sie alles mit ihm machen. Er ließ alles über sich ergehen und

antwortete gehorsam auf alle Befehle mit "Jawohl, Herrin Xenia". Es versetzte ihn stets in Ekstase.

Seinen neuen Freunden im Room 77 erzählte er natürlich nichts von seinen sexuellen Vorlieben. Aber von seiner Reise in die Schweiz erzählte er wohl. Seine Naivität hatte für viel Gelächter gesorgt. Als das Gelächter nachließ, schlug jemand vor, dass sie alle nach Polen fahren sollten. Und wieder lachten alle. Doch es schien, als ob er es ernst meinte, wenn man seinen Gesichtsausdruck beurteilte. Die nächste Frage war genau die, die Martin befürchtet hatte. "Wo genau ist denn die Mining-Farm?" Da er keine Ahnung hatte, zuckte er nur mit den Achseln. Das Gelächter war dieses Mal kürzer und erträglicher. "Ein Fall für Indiana Jones", sagte jemand, und alle lachten erneut. Martin war als Kind ein großer Indiana Jones-Fan und schaute

auch heute noch die Filme. Es faszinierte ihn, wie dieser Charakter unter der ständigen Verfolgung der Nazis seine Funde machte. Einige seiner Fähigkeiten und etwas von seinem Glück könnten sicherlich dabei helfen, die Mining-Farm zu finden. Aber war es das wert? Daher erwiderte Martin: "Der wäre nicht für 500 Euro losgezogen."

Als er am selben Abend nach Hause kam, schickte er Urs eine Nachricht über Social Media. Eine Antwort erwartete er an diesem Tag nicht mehr. Es war Sonntag, und er hatte etwas zu viel getrunken. Die kommende Woche würde anstrengend werden, da er seinem Kunden versprochen hatte, den Release seines Online-Shops vorzubereiten, und es noch viel zu tun gab. Mit vielen Gedanken im Kopf ließ er seinen erschöpften Körper auf die Matratze sinken. Er schloss die Augen, aber die Gedanken

hielten ihn wach. Immer wieder drehten sie sich um Urs, Bitcoin, den Abend im Room 77 und um Sophia, die er schon lange nicht mehr gesehen hatte. Er schaute auf die Uhr. Es war 03:17 Uhr. Er füllte ein Glas mit Leitungswasser und stellte sich ans Fenster. Berlin wirkte so friedlich zu dieser Stunde, fast schon idyllisch. Nachdem er fünf Minuten in die Dunkelheit gestarrt hatte, bemerkte er, dass seine Füße bereits kalt waren. Er kroch erneut unter die Decke und schlief prompt ein.

Am nächsten Morgen erhielt er eine Antwort von Urs. Urs meinte, die ersten Bitcoins seien jetzt auf seinem Wallet. Tatsächlich waren 1500 Bitcoins eingegangen, woraufhin er sich bedankte. Urs schien online zu sein, also begann eine kurze Konversation.

"Und zufrieden?", fragte Urs.

"Ja", antwortete Martin.

"Ich bin gerade dabei aufzustocken. Wenn du weitere Rechner willst, lass es mich wissen", schlug Urs vor.

"Ich werde darüber nachdenken", antwortete Martin.

"OK. Du weißt, wo du mich findest." Am selben Tag überwies er zehntausend Euro von seinem PayPal-Konto an die von Urs angegebene Adresse.

Zuse

Er hatte bereits ein paar Freunde angerufen, die Igor kannten. Von denen, die rangegangen waren, hatte keiner etwas von Igor zuletzt gehört. Alexej hatte ebenfalls versucht, seine Kontakte anzuzapfen, aber niemand schien etwas Verdächtiges gesehen oder gehört zu haben. Bis zum Ende des Tages hatte er dann aber fast alle erreicht, bis auf zwei Leute. Einer von ihnen war Denis, den er noch gar nicht probiert hatte anzurufen. Denn eigentlich wollte er mit ihm gar nicht mehr sprechen. Vor drei Jahren war etwas in ihrer Lieblingskneipe passiert. Denis nannte ihn einen Kleinkriminellen, vielleicht war es lustig gemeint, aber er hatte da wohl den falschen Abend erwischt. Das Ganze endete in einem Gerangel, und am Ende mussten die beiden getrennt werden. Dima hatte schon ein paar Mal darüber nachgedacht, ihn anzurufen und ihm eine Entschuldigung anzubieten. Es waren die seltenen

emotionalen Momente in seinem Leben, in denen er Dinge, die er falsch gemacht hatte, gerne repariert hätte. Doch je öfter er es weggeschoben hatte, desto mehr Zeit war vergangen, und desto schwieriger wurde der Anruf.

Aber heute war eine gewisse Wichtigkeit im Spiel, die mehr wog als alles andere. Denis würde es verstehen. Dima versuchte es erneut, aber wieder ging Denis nicht ans Telefon. Gerade wollte er auflegen, da ertönte eine Männerstimme am anderen Ende. "Ja?", sagte die Stimme fragend. Es war jedoch nicht die Stimme von Denis, da war er sich sicher. Es war auch kein russischer Akzent. Dima fragte auf Russisch, ob er Denis sprechen könnte, aber es kam keine Antwort. Stattdessen hörte er ein Besetztzeichen. Die Person am anderen Ende hatte aufgelegt. Tausend Gedanken schossen ihm durch den Kopf, und er bemerkte nicht einmal, dass Alexej ihn rief. Erst als dieser ihm auf die

Schulter klopfte, erwachte er. Alexej erkundigte sich, ob alles in Ordnung sei, und Dima verneinte.

Der Name stand immer noch am Klingelschild. Dima war natürlich sofort losgefahren. Er musste wissen, was mit Denis los war. Alle möglichen Szenarien waren ihm durch den Kopf gegangen, nachdem er ihn auf seiner alten Telefonnummer nicht mehr erreicht hatte. Alexej hatte versucht, ihn zu beruhigen und ihm zu erklären, dass das oft vorkam. Nachdem jedoch niemand öffnete, war die Beruhigung schnell wieder vergangen. "Lass uns morgen wiederkommen", schlug Alexej vor. "Warte", antwortete Dima und klingelte beim Nachbarn im Erdgeschoss, wo noch Licht brannte. Der öffnete das Fenster und fing sofort an zu schreien: "Verpisst euch, ihr Penner!" Doch Dima behielt die Ruhe und erkundigte sich, ob er ihn reinlassen könnte. Er wolle seinen Freund überraschen. Der Nachbar beruhigte sich etwas und erkundigte sich dann, wer denn der Freund sei. Dima überlegte, ob

er die Wahrheit sagen oder sich etwas ausdenken sollte, aber der Nachbar würde es wahrscheinlich bemerken. Also lieferte er die Wahrheit und bekam die Antwort, die er nicht erwartet hatte: "Da kommt ihr zu spät".

Dimas Herz schien stehen zu bleiben, als er den Satz des Nachbarn hörte. Wie sich dann herausstellte, war die Reaktion verfrüht, denn Denis war lediglich weggezogen. Wohin genau, wusste der Nachbar jedoch nicht. Anstatt bei Denis Antworten zu finden, hatte er nun nur weitere Fragen: Wo war Denis, und wer war die Person, die am Telefon war? Aber einen Freund hatte er noch nicht erreicht: Michail. Auch dieses Mal ging er nicht ans Telefon, sodass sie beschlossen, hinzufahren. Michail lebte ebenfalls in Friedrichshain, in der Rigaer Straße. Die Straße passte gut zu ihm. Er hatte gewisse anarchistische Züge und ließ selten eine Möglichkeit aus, über den deutschen Staat und seine Exekutive zu schimpfen.

Er war nicht zu Hause. Das musste nicht viel heißen, denn Michails Wohnzimmer war die Kneipe, wo er unter Gleichgesinnten sein konnte.

Sie betraten die erste Kneipe. Sofort spürten sie, dass sie hier nicht willkommen waren. Macht euch keine Sorgen, es würde ja nicht lange dauern, dachte Dima. Er war froh, dass er nicht allein hineingehen musste. Dort war er nicht zu sehen. Das Gleiche in der nächsten Kneipe. In der dritten Kneipe konnten sie ihn auch nicht sehen. Gerade als sie sich auf den Weg zum Ausgang machten, hörte er, wie jemand seinen Namen rief. Er drehte sich wieder um und schaute in die Gesichter der sitzenden Gäste, aber er kannte niemanden. "Da", rief Alexej aus und zeigte auf den Typen hinter der Bar. Jetzt erkannte ihn Dima auch. Er hatte sich ziemlich verändert. Er kam zu ihnen, und sie umarmten sich alle nacheinander. "Bleibt ihr auf ein Getränk?", wollte Michail wissen. Dima nickte, und sie suchten sich einen Tisch in der Ecke. Dima

nahm auf dem quietschenden Drehsessel Platz, während Alexejs Hinterteil sich langsam in den unsicher aussehenden Holzstuhl senkte. Michail kam mit drei Bieren in der Hand zu ihnen rüber. Die Biere hatten eine perfekte Schaumkrone. Er dachte dabei kurz an seinen Großvater, der immer sagte, dass der Schaum das Beste am Bier sei.

Nachdem sie mit dem Smalltalk fertig waren, versuchte er, die Konversation in eine andere Richtung zu lenken, und fragte, ob er etwas von Igor gehört hatte in letzter Zeit. "Er war vor kurzem mal hier gewesen", entgegnete Michail. "Über was habt ihr gesprochen?", wollte Alexej wissen. "Über dies und das, nichts Besonderes", sagte Michail. "Ok. Hat er über irgendwelche Reisen gesprochen?", wollte Dima wissen. Es war die Frage, die er jedem stellte, doch bisher hatte niemand etwas gehört. "Ich glaube, er hat etwas von Prag erzählt. Aber was genau, weiß ich nicht mehr", entgegnete Michail. Damit ließen sie das Thema. Aber bevor sie sich

wieder auf den Weg machen konnten, stand schon das nächste Bier vor ihnen. So ging das die ganze Zeit, und es wurde ein feuchtfrohlicher Abend. Sogar Alexej erzählte irgendwann Geschichten aus seiner Kindheit. Das tat er extrem selten. Er war eher der ruhige Typ, der Leuten beim Reden zuhörte. Selbst Dima wusste nur wenige Dinge über seine Vergangenheit, obwohl sie unter einem Dach wohnten. Aber er wusste, dass es Momente geben würde, in denen er etwas preisgab.

Der Kopf dröhnte immer noch, und um ehrlich zu sein, wäre er lieber im Bett geblieben. Doch er hatte Oleg versprochen, dass sie heute gemeinsam ins Technische Museum gehen würden. Dort angekommen, blieb Oleg länger vor einem hässlichen mechanischen Konstrukt stehen. Er erklärte ihm, dass es sich hierbei um den ersten Computer der Welt handelte. Dmitri dachte immer, dass Computer in Amerika erfunden wurden. Sein Freund schmunzelte, als er den Gedanken hörte.

Tatsächlich hätten die Amerikaner den Computer für Normalnutzer erfunden, den Personal Computer. Doch der „Z1“, der hier ausgestellt war, wurde von einem Konrad Zuse erfunden. Und der war ein Berliner. Dima wollte wissen, was man mit einem solchen Computer machen konnte. Während des restlichen Aufenthalts, bei dem sie an Schiffen, Zügen und Flugzeugen vorbeiwanderten, erklärte Oleg ihm eine Menge über Computer. Er klärte ihn auf, zu was sie heutzutage fähig waren. Am Ende gingen sie noch einmal zum Z1. Dort holte Oleg sein Handy heraus und machte ein Foto. Dann erklärte er, dass dieses Ding in seiner Hand viel mehr konnte als dieser Riesenapparat, der dort ausgestellt war. Man konnte damit sogar stets ins Internet gehen. Er demonstrierte es, indem er die Webseite einer russischen Tageszeitung öffnete und das Handy dann vor Dima hielt. "Kann ich das auch morgen gedruckt lesen?", meinte Dima, worauf Oleg lachen musste. Er würde diesen Kerl vermissen.

Am Ende des Tages trafen sie sich mit Alexej, der im Laufe des Tages seinen eigenen Dingen nachgegangen war. Sie wollten Oleg noch mit einem guten deutschen Essen verabschieden, bevor er wieder in die Heimat zurückkehrte. Die ganze Zeit während des Aufenthaltes hatten sie traditionell russisch gegessen. Die Wahl fiel auf die "Letzte Instanz". Alle drei bestellten Königsberger Klopse. Es schien Oleg zu schmecken. Nach dem Abendessen brachten sie ihren Gast nach Tegel und stellten sicher, dass Oleg seinen Abfertigungsschalter fand. In Tegel war man damit auch gleich am Gate. Es war so einfach, dass es viele Leute konfus machte. Sie warteten noch, bis Oleg abgefertigt war. Dann nickte er ihnen noch einmal kurz zu und verschwand hinter dem Abfertigungsschalter. Auf dem Weg nach draußen erfassten seine Augen etwas. Auf einem Screen standen die neuesten Nachrichten. Die Headline lautete: "Mord in Prenzlauer Berg".

Tabelle

Es war kurz nach 20 Uhr, als er die Tür zu seiner Wohnung aufschloss. Ein Blick auf sein Handy verriet ihm, dass keine neuen Nachrichten eingegangen waren. In den letzten Tagen hatte er ihr mehrere Nachrichten geschickt, jedoch keine Antwort erhalten. Verwirrt fragte er sich, was passiert sein könnte. Der Abend, den sie gemeinsam verbracht hatten, war doch so schön gewesen. Er hatte lediglich gefragt, wie es ihr gehe, und als keine Antwort kam, hatte er besorgt nach ihrem Wohlbefinden gefragt. Langsam begann er, sich Sorgen zu machen, obwohl er die Frau kaum kannte. Sie hatten sich nur einmal getroffen, aber er fühlte eine seltsame Verbindung zu ihr. Seine Gedanken wurden von immer mehr Bildern

überflutet, je länger er auf eine Antwort wartete. Es schien fast ein wenig verrückt zu sein, aber vielleicht lag es daran, dass er in letzter Zeit viel erlebt hatte, dass seine Gedanken so außer Kontrolle gerieten. Er konnte sich nicht erinnern, jemals zuvor so besorgt gewesen zu sein, wenn er längere Zeit nicht mit seinen Eltern gesprochen hatte.

Er ließ sich auf das Sofa fallen, um sich zu entspannen. Der Tag im Büro war äußerst stressig gewesen. Sie hatten unter Hochdruck daran gearbeitet, Sinn aus den verfügbaren Daten zu ziehen. Seine neue Kollegin Alea brachte viel Energie in die Abteilung, vielleicht sogar zu viel für seinen Geschmack. Sie führte, während er versuchte, ihr so gut wie möglich zu folgen. Ihr Chef hatte angekündigt, dass sie in den nächsten Tagen

weitere Daten vom LKA erhalten würden. Es schien, als sei er erleichtert, dass ihre kleine Abteilung endlich an einem Fall arbeiten konnte, bei dem sie gebraucht wurde. Sie mussten beweisen, dass sie es draufhatten.

Mit diesen Gedanken im Kopf schlief er schließlich ein. Am nächsten Morgen wunderte er sich, warum er immer noch auf dem Sofa lag und immer noch in seinen Kleidern vom Vortag steckte. Er warf einen Blick auf sein Handy, das anzeigte, dass es 08:07 Uhr war. Eine SMS war eingegangen, von Julia. Die Nachricht lautete: "Hey Jan. Nicht böse sein, aber ich glaube nicht, dass etwas zwischen uns wird. LG." Er schluckte schwer. Damit hatte er nicht gerechnet, und seine Gedanken begannen wild zu kreisen. Hatte er etwas Falsches gesagt oder vergessen zu sagen? Hatte er ihr nicht genug

Komplimente gemacht? Er hatte keine Ahnung, wie das funktionieren sollte, und an diesem Abend hatte er es ganz vergessen. Vielleicht hätte er ohnehin keine Worte gefunden. Das Handy in seiner Hand begann zu vibrieren. Es war sein Chef, und er nahm den Anruf entgegen. "Ja", sagte er. "Wo bleibst du, Klausner?" fragte sein Chef. "Ich... ich bin auf dem Weg", log Jan und bewegte sich eilig Richtung Badezimmer. "Gut, bis gleich dann", antwortete sein Chef, und das Gespräch endete.

Er musste sich beeilen, also wechselte er schnell seine Kleidung und rannte aus dem Haus. Auf der Karl-Marx-Straße stieg er nicht in die U-Bahn-Station, sondern winkte ein vorbeifahrendes Taxi heran. Das erste Taxi fuhr einfach weiter. "Verdammt", dachte Jan und überlegte, welche Optionen ihm noch blieben. Glücklicherweise kam

bald ein weiteres Taxi, und dieses Mal hielt es an. Er öffnete die Tür auf der Beifahrerseite und setzte sich hinein. "Zeughofstraße", sagte er kurz und knapp. Der Taxifahrer nickte und fuhr los.

Es war 09:11 Uhr, als er im Büro ankam. Sein Chef begrüßte ihn und warf einen Blick auf die Uhr, um ihm unausgesprochen mitzuteilen, dass er zu spät dran war. Aber das war noch nicht alles. Sein Chef sprach mit einem Ton, den Jan noch nicht kannte, und befahl ihm, seiner neuen Kollegin bei der Auswertung der Telefondaten zu helfen. Überrascht davon, dass die Daten bereits vorlagen, willigte Jan ein. Die Kollegin begrüßte ihn freundlich und bat ihn, die Daten in eine Excel-Tabelle zu übertragen, um sie besser gruppieren und vergleichen zu können. "Okay", antwortete Jan. Nach zwei Stunden hatte er gerade einmal drei Monate erfasst. Er

seufzte tief und fragte in die Runde, wie viele Monate er noch erfassen sollte. "Alle Daten, die vorhanden sind", erklärte sein Chef und fügte hinzu, dass sie nur die Daten der letzten 12 Monate erhalten hatten.

Irgendwann begann sein Magen zu knurren, da er noch kein Frühstück hatte. Gegen 12 Uhr konnte er es nicht länger aushalten und sprang auf. Er schaute zu seinem Chef, der ihn fragend ansah. Jan erklärte: "Ich habe Hunger." Sein Chef erriet sofort, dass Jan einen Döner essen wollte, sein Lieblingsessen. Ein Döner war preiswert und sättigend. Seine Kollegen schienen jedoch keine Lust auf Döner zu haben. Alea schlug vor, in die Markthalle zu gehen. Jan war bereits dort gewesen und mochte den Ort, aber das Angebot entsprach nicht seinem Geschmack. Handgemachte Pasta

war teuer und füllte nicht richtig, und die exotischen Teigtaschen aus Südamerika waren nichts für ihn. Alea bemerkte seine Skepsis und schlug vor, dass er seinen Döner mit in die Markthalle nehmen könne. Bevor Jan überhaupt darüber nachdenken konnte, stimmte sein Chef zu. Am Ende saßen sie gemeinsam an einem der Tische in der Markthalle. Alea bestellte eine Suppe, ihr Chef aß Pasta, und Jan genoss seinen Döner. Alea begann ein Gespräch darüber, ob jemand die neueste Staffel von "Breaking Bad" gesehen hatte. Jan schaute zu seinem Chef in der Hoffnung auf eine Antwort, aber auch er schien unsicher zu sein. "Ich kenne die Serie gar nicht", gestand Jan. Alea erklärte ihnen die Handlung, wie ein Chemielehrer dazu übergeht, Crystal Meth herzustellen und zu vertreiben. Jan war froh, dass er nur zuhören musste. "Was ist dieses Crystal Meth?", fragte sein Chef. Jan war

erleichtert, dass er nicht selbst antworten musste. "Das sind Drogen. Mittlerweile ist das Zeug auch schon in Deutschland angekommen", erklärte Alea. "Es wird in der Tschechischen Republik hergestellt und über die offene Grenze nach Deutschland geschmuggelt", fügte sie hinzu.

Gegen 17 Uhr hatte Jan die Dateneingabe abgeschlossen. Sein Chef kam wieder ins Büro und verkündete, dass das LKA analysiert hatte, wo sich das Handy des Opfers in den letzten zwölf Monaten eingeloggt hatte. Wenn man davon ausging, dass das Handy immer beim Opfer war, konnten sie herausfinden, wo sich die Person aufgehalten hatte. "Sehr cool", sagte Alea. "Wir können wahrscheinlich genau verfolgen, von welchen Orten aus Anrufe getätigt wurden", ergänzte sie. "Das ist unsere Chance, zu zeigen, was unsere kleine Abteilung

draufhat", fügte ihr Chef hinzu. Dann bat er Jan, diese Informationen in seine Tabelle aufzunehmen.

"Und ich habe noch eine interessante Information für euch", fuhr sein Chef fort und wartete auf ihre Reaktion. Weder Jan noch Alea sagten etwas, sie warteten einfach gespannt. "Die zuletzt gewählte Telefonnummer auf dem Handy des Opfers gehört einem Dmitri", sagte er schließlich.

Rote Krawatte

Am nächsten Morgen klingelte es an ihrer Tür. Alexej schien bereits unten zu sein, soweit Dima richtig gehört hatte. Also drehte er sich noch einmal im Bett um. Doch das Einschlafen wollte nicht kommen, zu viele Gedanken schwirrten in seinem Kopf herum. Da war Igor, der anscheinend ermordet worden war und dabei eine große Summe Geld aus einem Geschäft verdient hatte, von dem sie nichts wussten. Dann gab es noch diesen mysteriösen Anruf von Denis. Irgendwie hatte Dima das Gefühl, dass ihm etwas passiert sein könnte.

Trotz des Schlafmangels öffnete er die Tür mit Entschlossenheit und begab sich die Treppe hinunter in die Küche. Er sehnte sich nach einer Tasse Kaffee. Dort traf er auf Alexej, der die Zeitung vor sich ausgebreitet hatte. Dima grüßte ihn mit einem energischen "Guten Morgen" und fragte, wer am Morgen an der Tür gewesen war. Alexej

antwortete knapp: "Die Polizei." "Wie bitte?", fragte Dima verwirrt. "Die Polizei. Sie möchten, dass du dich bei ihnen meldest", sagte Alexej und schob ihm die Visitenkarte über den Tresen. "Hauptkommissar Brückner, LKA Berlin", las Dima laut vor.

Eine Vielzahl von Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Hatte es etwas mit Igor zu tun? Hatte er vielleicht Spuren hinterlassen, als sie in Igors Wohnung eingebrochen waren? Oder könnte es etwas mit ihrem Geschäft und den Abrechnungen zu tun haben? "Haben sie gesagt, warum sie mich sprechen wollen?", fragte Dima Alexej. "Nein", lautete die knappe Antwort.

Den ganzen Tag überdachten sie, was sie tun sollten. Sollte er zur Polizei gehen, um herauszufinden, was sie wollten, oder sollte er sie ignorieren? Doch dann könnten sie vielleicht noch tiefer in sein Leben eindringen. Vielleicht taten sie das bereits. Letztendlich könnten sie die

Steuerfahndung auf sie aufmerksam machen, die dann auch noch Geld von ihnen fordern würden. Ihr hart erarbeitetes Geld. Alexej war in solchen Situationen nicht besonders hilfreich. Jeder Gedanke, den Dima äußerte, wurde nur mit "Scheiß Bullen" kommentiert. Manchmal wünschte sich Dima, er hätte einen intelligenteren Geschäftspartner. Aber Alexej hatte auch seine Vorzüge. Er war äußerst loyal und zuverlässig. Er beschwerte sich nie und war mit fast allem einverstanden. Wahrscheinlich funktionierte ihre Partnerschaft deshalb so gut. Dima traf die Entscheidungen, und Alexej setzte sie um.

Dima fragte sich, welche Frau einen solchen Mann wollen würde. Russische Frauen, dachte er, bevorzugten echte Männer, die den Ton angaben, so wie er. Und heute musste er definitiv den Ton angeben, denn es ging um ihr Geld. Er hatte bereits eine Lösung parat: Sie würden das Geld abheben und dann in die Schweiz fahren. Das war es, was

Igor ihnen immer geraten hatte. Er hatte ihnen erklärt, dass jeder, der sein Geld vor dem deutschen Staat verstecken wollte, ein Nummernkonto in der Schweiz hatte. Das brauchten sie auch. Schließlich waren sie wohlhabend, und mit ihren 50.000 Euro würden sie sicher willkommen geheißen werden.

Der Plan war geschmiedet: Sie würden das Geld von ihrem Konto abheben und damit nach Zürich fahren. Am selben Morgen fuhren sie zur örtlichen Sparkasse und parkten direkt vor der Filiale in der Treskowallee. Die Türen öffneten sich automatisch, als sie ankamen. Doch sie bemerkten, dass sie nicht die einzigen waren, die an den Schalter wollten. Kurz darauf näherte sich jedoch ein Mann in einem übergroßen schwarzen Anzug, einem weißen Hemd und einer roten Krawatte. Dima konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, da der Anzug viel zu groß für den Mann war. Der junge Mann begrüßte sie mit ihren Namen und fragte, wie er ihnen helfen könne. "Wir möchten Geld abheben",

antwortete Alexej. "Kein Problem. Bitte folgen Sie mir", sagte der Bankangestellte. Es hatte seine Vorteile, regelmäßig Bargeld einzuzahlen. Jetzt war die Zeit gekommen, es abzuheben. Der Bankangestellte führte sie zu Frau Müller's Schreibtisch, zumindest stand dieser Name auf dem Schild. Frau Müller würde gleich zurückkommen, sagte der Bankangestellte, und fragte, ob sie etwas zu trinken möchten. Dima überlegte kurz, aber Alexej schüttelte bereits den Kopf, also lehnte er höflich ab und bedankte sich. Ein paar Minuten später kehrte Frau Müller zu ihnen zurück und begrüßte sie. Dima erklärte ihr, dass sie Geld abheben wollten, was sie bereits ihrem Kollegen mitgeteilt hatten. "Ja, richtig. Wie viel möchten Sie abheben?", fragte sie. "Alles", antwortete Alexej. "Können Sie uns sagen, wofür Sie das Geld benötigen?", fragte Frau Müller. "Wir möchten ein Auto kaufen", erwiderte Dima schnell, bevor Alexej eine unüberlegte Antwort geben konnte. "In Ordnung", sagte Frau Müller. "Ich komme

gleich wieder." Nach einigen Minuten kehrte sie zurück und setzte sich. Sie informierte sie darüber, dass ihr tägliches Abhebelimit bei 20.000 Euro lag und sie heute nicht mehr als diese Summe abheben konnten. Falls sie das ändern wollten, könnten sie einen Antrag stellen. Dima atmete tief durch, und Alexej begann sich zu beschweren. Die Bankangestellte versuchte, die Situation zu beruhigen, indem sie Alexej bat, ruhig zu bleiben. Sie könnten morgen wieder zurückkommen und mehr abheben. Bevor Alexej erneut aufgebracht reagieren konnte, ergriff Dima die Initiative und erklärte, dass die aktuelle Summe vorerst ausreichen würde, und bedankte sich höflich. Alexej sah verwundert aus, sagte jedoch nichts. Das Geld wurde in 50- und 100-Euro-Scheinen ausgehändigt, zweimal gezählt und sie mussten den Erhalt quittieren. Dann reichte Frau Müller ihnen einen Umschlag, in den sie das Geld steckten. Der Umschlag landete in Dimas leeren Rucksack, den er extra mitgebracht hatte. Dima erhob sich langsam,

und die Bankangestellte setzte noch einen drauf, indem sie vorschlug, dass sie ihr Geld in gewinnbringende Fonds investieren könnten, die im letzten Jahr mehr als 10 Prozent Rendite erzielt hatten. "Interessant", sagte Dima und fügte hinzu: "Vielleicht ein anderes Mal. Danke. Wir müssen los."

Vor der Filiale erklärte Dima, dass sie so bereits eine Möglichkeit hätten, ein Konto zu eröffnen. Dann könnten sie einige Male in die Schweiz fahren. Es sei schließlich schön dort, bemerkte er. Alexej dachte nach und schlug vor, dass sie auch gleich einen Transport organisieren könnten. Dima schätzte Alexejs Engagement in solchen Momenten. Es gab Augenblicke, in denen er wirklich brillant war. Er hatte immer den Fokus darauf, dass das operative Geschäft reibungslos lief. Wenn sie keine Arbeit hatten, suchte Alexej ständig nach neuen Möglichkeiten, um Geld zu verdienen.

Allerdings bezweifelte Dima, dass sie genug Zeit dafür hätten. Er wollte heute noch nach Zürich fahren. Er überlegte, ob es besser wäre, den Kommissar zuerst aufzusuchen oder ihn aus der Schweiz anzurufen. Er entschied sich für die letztere Option. Die Polizisten könnten warten, bis er zurückkam. Schließlich konnte er ihnen sowieso nicht bei der Aufklärung des möglichen Mordes helfen. Das war ihre Aufgabe. Sie fuhren direkt von der Sparkasse zur Stadtautobahn. Alexej hatte anfangs protestiert und gemeint, sie sollten wenigstens Wechselkleidung und Zahnbürsten holen. Doch Dima argumentierte, dass sie unterwegs einfach kurz anhalten könnten, um neue Sachen zu kaufen. "Es ist wirklich an der Zeit, dass du dir neue Unterwäsche zulegst", bemerkte er und brachte Alexej zum Lachen.

Acht Stunden später erreichten sie die Grenze bei Schaffhausen. Sie waren gut durchgekommen, ohne Staus, nur zwei Tankstopps, bei denen sie

auch Gelegenheit hatten, sich zu erleichtern und Essen sowie Getränke zu kaufen. Es war bereits dunkel, und die Scheinwerfer beleuchteten den Grenzübergang. Sie hatten schon viele Grenzen passiert, aber Dima war jedes Mal nervös. Die schweizerischen Beamten hatten einen berühmten Ruf. Wenn sie dich einmal herauszogen, ließen sie dich nicht so leicht wieder gehen. Daher hoffte er, dass sie nicht kontrolliert würden. Sie fuhren langsam hinter dem Audi vor ihnen her, der von den Beamten durchgewunken wurde. Doch je näher sie der ersten Reihe kamen, desto mehr stieg Dimas Nervosität. Der Beamte schaute sie beide an, und Alexej verkrampfte sich spürbar. Dima versuchte, die Ruhe zu bewahren und grüßte den Beamten freundlich. Dieser gab ihnen das Zeichen zur Weiterfahrt, und Alexejs Anspannung löste sich.

"Wir werden zur ersten Bank gehen, die wir auf unserem Weg finden", dachte Dima und sprach es

laut aus, damit Alexej es hörte. "In Ordnung", antwortete Alexej. Die Idee, ein Konto zu eröffnen, sollte nicht lange dauern, dachte Dima weiter, ohne es auszusprechen. "Dann fahren wir direkt zurück nach Deutschland und suchen uns dort ein Hotelzimmer irgendwo. Es ist sicher günstiger als in der Schweiz", sagte Dima, ohne eine Antwort zu erwarten. Alexej schwieg.

Sie nahmen die erste Ausfahrt und erreichten einen Ort namens Thayngen. "Wie auch immer man das ausspricht", dachte Dima laut. Es dauerte nicht lange, bis sie vor einer Bankfiliale standen. Irgendeine Kantonbank. Sie parkten direkt davor und betraten die Bank. Diesmal öffnete sich die Tür jedoch nicht automatisch. Dima warf einen Blick auf seine Uhr. Es war 17:38 Uhr. "Das kann doch wohl nicht wahr sein", begann Alexej zu murren. Doch Dima wusste, dass einige Filialen nur bis 17 Uhr geöffnet hatten. "Okay, dann versuchen wir eine andere Bank", sagte er laut. Sie stiegen ins Auto

und fuhren die Straße weiter. Irgendwann erreichten sie das Ortsschild von Thayngen. "Lass uns in Schaffhausen einen Versuch starten", schlug Dima vor, nachdem er sich die Karte noch einmal angesehen hatte. "Es scheint eine größere Stadt zu sein, dort gibt es sicher mehrere Filialen." Doch auch in Schaffhausen waren die Filialen bereits geschlossen, und sie mussten einen neuen Plan schmieden. Es gab nur eine Option: Sie mussten irgendwo übernachten und es am nächsten Tag erneut versuchen. Die Suche nach einer Unterkunft gestaltete sich nicht schwierig, da direkt gegenüber der Bank ein Hotel war. Sie boten ein Zimmer für zwei Personen an. Das einzige, was Dima störte, war der Preis. "Ein stolzer Preis für so ein Zimmer", kommentierte er, als sie das Zimmer betraten. "Komm, lass uns etwas essen gehen", schlug er vor.

An der Rezeption erkundigten sie sich nach Restaurants, aber der Mann hinter der Theke war ein anderer als zuvor. Der Mann hielt einen Moment

inne, betrachtete sie und deutete dann auf die Gassen auf der anderen Straßenseite. Er sagte etwas, das wie "Dort werden Sie etwas finden" klang. Dima verstand jedoch nicht, was sie dort finden sollten. Egal, dachte er, und schob Alexej zur Tür hinaus. Nachdem sie die erste Gasse durchquert hatten, standen sie bereits vor einer Pizzeria. Er schaute kurz zu Alexej, der nickte zustimmend. Beim Essen waren sie sich immer einig. Entweder es gab gutes russisches Essen, was nur an wenigen ausgewählten Orten zu finden war, oder es wurde eben Pizza oder Pasta.

Am nächsten Morgen machten sie sich um 8 Uhr auf den Weg zur ersten Bankfiliale. Dima war erleichtert, das Bargeld loszuwerden. Es fühlte sich allmählich wie eine Last an. Die Filiale der Postbank befand sich gleich neben ihrem Hotel. Als sie ankamen, öffnete der Bankangestellte gerade die Türen. Es gab nur eine Kundin vor ihnen. Als sie an der Reihe waren, sprach Alexej zuerst: "Wir möchten

gerne ein Konto eröffnen." Der Bankangestellte bat sie, ihm zu folgen, und führte sie in einen Raum am Ende des Empfangsbereichs. Dort baten sie um Geduld. Der Raum war schlicht eingerichtet: ein Tisch, drei Stühle und eine Pflanze. Die Wände waren größtenteils mit Folie abgeklebt, so dass niemand hinein- oder heraussehen konnte. Ein Mann in einem gut sitzenden Anzug und einer pinkfarbenen Krawatte betrat den Raum und stellte sich vor: "Guten Tag, ich bin Reto Fischer. Wie kann ich Ihnen helfen?" Alexej wiederholte, dass sie ein Konto eröffnen wollten. "Sind Sie in der Schweiz gemeldet?", fragte Fischer. "Ähm, nein", antwortete Alexej. "Dann kann ich Ihnen leider nicht helfen", erklärte Fischer und erhob sich bereits. Dima fragte nach, ob die Meldung in der Schweiz eine Voraussetzung sei. "Hier bei uns? Ja", war seine klare Antwort. "Aber vielleicht sollten Sie es bei der Credit Suisse nebenan versuchen", schlug er vor. "Credit Suisse?", fragte Dima. "Ja, das ist die Bank,

von der Igor immer gesprochen hat", erinnerte sich Alexej.

Die Credit Suisse Filiale befand sich gleich nebenan. Sie steuerten auf die Tür zu, doch als sie gerade eintreten wollten, drängte sich ein anderer Mann an ihnen vorbei. "Hey!", rief Alexej empört aus, der offensichtlich nicht glücklich über diese unhöfliche Geste war. Alexej folgte dem Mann in die Bank, ohne zu bemerken, dass dieser eine Sturmhaube trug. Dima versuchte Alexej zurückzuziehen und rief nach ihm, aber er hörte nicht. Also folgte Dima ihm, in der Hoffnung, ihn noch rechtzeitig herauszuziehen. Doch dann schrie der Mann plötzlich. Was er schrie, konnte Dima nicht genau verstehen, aber er bemerkte, dass es zu spät war, um aus der Sache wieder herauszukommen.

Büroklammer

Sein Chef legte gerade auf. "Also, dieser Dmitri ist in Berlin-Lichtenberg gemeldet. Die Kollegen haben ihn bereits aufgesucht, aber er war wohl nicht anwesend", sagte Walter Henning so laut, als würde er vor einer Gruppe Polizisten sprechen. Dabei waren nur er und seine Kollegin Alea im Raum. "Es wäre schön, wenn wir mehr Daten über diese Person bekommen könnten", sagte Alea daraufhin. "Ich bin dran, aber Sie wissen ja, dass es nicht einfach ist", war seine Antwort.

Er spürte die Frustration seiner Kollegin. Sie war sehr motiviert und wollte wohl auch zeigen, was sie konnte. Immerhin hatte sie Lob von ihrem Chef bekommen. Die ganze Situation begann, ihn zu nerven. Er wollte nicht als das dritte Rad am Wagen enden, das man mitschleppt, aber eigentlich nicht braucht. Doch was er dagegen tun konnte, wusste er aktuell nicht. Aber er hatte eine Idee.

Als er am Abend nach Hause kam, begab er sich auf die Suche nach dem Telefonbuch. Er wusste, dass er eins hatte, irgendwo. Er hob die Bücher einzeln im Wohnzimmer hoch, um darunter zu schauen, aber ohne Erfolg. Dann durchsuchte er das Schlafzimmer, wo hauptsächlich Kleidung herumlag. Dabei stieß er auf eine Mahnung, die er ganz vergessen hatte. Er hob sie auf und legte sie sorgfältig aufs Bett, um sich später darum zu kümmern. Dann versuchte er sein Glück im Badezimmer, aber fand nichts. Schließlich probierte er die Küche aus. Auf dem Schrank oben sah er ein gelbes Buch: die Gelben Seiten. Vielleicht würde das reichen, dachte er. Doch er stellte fest, dass er nicht wusste, wie er suchen sollte, da das Telefonbuch nach Branchen sortiert war. "Vielleicht war das normale Telefonbuch doch die bessere Option", dachte er.

Schließlich kam ihm die Idee, den Nachbarn zu fragen. Vielleicht war dieser besser organisiert als

er selbst. Also klingelte er bei Herrn Briese. "Was ist los?" fragte dieser, als er die Tür öffnete. "Hallo, ich frage mich, ob Sie ein Telefonbuch haben", sagte Jan. "Ich schau mal, warte", antwortete Herr Briese. Er kam zurück mit einem Telefonbuch in der Hand. "Kann ich Ihnen das später zurückbringen?" fragte Jan. "Nein, schauen Sie ruhig jetzt rein." Herr Briese blieb im Flur stehen, öffnete das Buch und suchte bei "R" nach "Rubin, Dmitri". Er wurde fündig. "Haben Sie einen Stift?" fragte Jan. "Nein", antwortete Herr Briese. Also merkte er sich die Adresse, um sie später zu notieren. "Danke", sagte er und gab Herrn Briese das Buch zurück. Der nahm es, nickte kurz und schloss die Tür hinter sich. "Hochwaldstraße" konnte er sich gut merken.

Nachdem er endlich etwas zum Schreiben gefunden hatte - einen Bleistift, war er sich nicht mehr sicher, ob es die Nummer 12 oder 21 war, aber zumindest hatte er jetzt die Straße. Er schaute im Straßenatlas nach, den er bereits bei der Suche

nach dem Telefonbuch in den Händen gehalten hatte. Die Straße befand sich in Karlshorst. Er würde die S-Bahn nehmen, um dorthin zu gelangen. Es dauerte fast eine Stunde, bis er an der Station Karlshorst aus der S-Bahn stieg. Von hier aus würde er einen Bus nehmen, der ihn näher heranbringen würde. Doch es war schon spät, und der nächste fuhr erst in dreißig Minuten. Also entschied er sich, dorthin zu laufen. Es schien einfach genug zu sein, ein paar Mal abzubiegen. Er war sich sicher, dass er es in weniger als dreißig Minuten schaffen würde.

Aber er verpasste bereits seine erste Abbiegung und merkte es erst, als er bereits mehrere hundert Meter zu weit gegangen war. Am Ende dauerte es doch viel länger als gedacht. Aber er ließ sich davon nicht entmutigen. Die Straße war nur schwach beleuchtet, und es gab keinen Bürgersteig, was ihn verwunderte, da es nur Einfamilienhäuser gab, und jedes hatte eine Einfahrt. Das Haus mit der Nummer 21 war das erste auf der linken Seite. Es

schien so, als ob die Bewohner zu Hause waren, denn im unteren Stockwerk brannte Licht, und ein BMW stand vor dem Haus. Er versuchte den Namen am Postkasten beim Vorbeigehen zu erkennen, aber es war zu dunkel. Er konnte nicht zu lange hier herumlungern, da ihn jemand bemerken könnte. Also ging er weiter, merkte jedoch, dass sein Herz schneller schlug. Er hatte so etwas noch nie zuvor gemacht. Er ging an mehreren unbeleuchteten Häusern vorbei, bis er ans Ende der Straße gelangte. Es war eine kurze Straße, die nirgendwohin führte. Die Nummer 12 musste auf der anderen Seite sein. Also überquerte er die Straße und setzte seine Suche auf der anderen Seite fort. Er schaute immer zuerst auf das Haus, um zu sehen, ob es beleuchtet war, und dann auf die Eingangstüren, um die Hausnummer zu erkennen.

Schließlich erreichte er die Nummer 12, die unbeleuchtet war und vor der kein Auto parkte. Er

blieb stehen und betrachtete den Postkasten. Bingo! Er war richtig. Hier wohnte ein D. Rubin und A. Sobolenkov. Dann rätselte er, was er tun sollte. Er war hin- und hergerissen. Sollte er auf das Grundstück gehen, um wenigstens einen Blick ins Haus zu werfen? Er war schließlich den ganzen Weg gekommen, um hier... "ja, um hier etwas zu tun", dachte er. "Am besten verschwinde ich..." war sein Gedanke. Doch während er in Gedanken versunken war, hörte er eine Stimme aus dem Dunkeln nebenan. Er erschrak, versuchte es aber so gut wie möglich zu verbergen, obwohl die Stimme nicht bedrohlich klang. Er war kurz davor gewesen, seine Gedanken in die Tat umzusetzen, wurde aber zurückgehalten. "Häh?" erwiderte er. "Suchen Sie jemanden?" fragte die Stimme. "Dmitri", sagte Jan leicht stotternd und fügte hinzu: "...er ist ein Bekannter."

Langsam gewöhnten sich Jans Augen an die Dunkelheit, und er konnte die Silhouette der Person

erkennen, die auf dem Nachbargrundstück stand. "Er ist noch nicht zurück", antwortete die Stimme. "Wo... wo ist er denn... ähm, wann wird er zurück sein?" wollte Jan wissen. "Keine Ahnung. Sie sind heute Morgen weggefahren, und seitdem sind sie nicht wiedergekommen", sagte die Stimme. "Hat er gesagt, wohin er geht..." versuchte Jan. Aber das hatte er alles in der Ausbildung gelernt und bisher noch nie gebraucht. "Nein", war die Antwort. Damit beließ er es, bedankte sich und machte sich auf. Er wollte hier nur weg. Den ganzen Weg zurück zur S-Bahn drehte er sich ständig um, um sicherzustellen, dass niemand ihn verfolgte.

Er konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Ihm gingen alle möglichen Gedanken durch den Kopf. Was hatte er sich nur dabei gedacht, was würde er hier finden? Sein Ausflug hatte nichts gekostet, aber auch nichts gebracht. Was könnte er nur machen, um echte Informationen zu sammeln? Sollte er in das Haus eindringen? Sollte er versuchen, den

Briefkasten zu leeren? Das waren alles höchst illegale Aktionen, die ihn seinen Job kosten würden, wenn es herauskäme. Aber er beschloss, am nächsten Abend noch einmal dorthin zu gehen. Doch dann überkamen ihn Zweifel. Schließlich schuldete er niemandem Rechenschaft. Sein Chef kannte ihn doch, und er würde ihn sicherlich nicht entlassen, nur weil seine Kollegin so engagiert war. Irgendwann schlief er doch ein, wenn auch nur kurz, denn dann klingelte schon der Wecker.

Um 8 Uhr morgens erschien er im Büro, nur um festzustellen, dass seine Kollegin Alea Richter bereits da war. "Oh Mann", dachte er. Wie früh hätte er aufstehen müssen, um vor ihr hier zu sein? "Guten Morgen", wurde er freundlich von ihr begrüßt. Er erwiderte die Grüße so freundlich, wie er konnte, obwohl er wohl andere Gefühle empfand. "Was gibt es Neues?" fragte er. "Unser Dima ist wohl im Urlaub", berichtete sie. "Aha?" fragte Jan. "Ja, er hat beim LKA angerufen, um mitzuteilen,

dass er im Ausland unterwegs ist", erzählte sie weiter. "Hatte er gesagt, wohin?" wollte Jan wissen. "Weiß ich nicht. Unser Chef war kurz angebunden, als er anrief", war ihre Antwort. "Aber fragen Sie ihn, wenn er reinkommt", fügte sie hinzu.

Sein Chef wusste es auch nicht. Aber er befand, dass es nicht wichtig sei. Wichtiger war, wann er zurückkommen würde. Laut seinem Chef überprüfte das LKA gerade, inwiefern sie ihn einbestellen könnten. "Könnten wir denn schon mal die Bankdaten von Dmitri haben?" mischte sich Alea ein. "Dann könnten wir ja schon mal weiterarbeiten..." fügte sie hinzu. Doch ihr Chef unterbrach sie. "Sie wissen doch, wie es ist, Frau Schulz Richter", sagte er. Für ihren Chef schien die Konversation damit beendet zu sein. Für alle im Raum war wieder einmal klar zu sehen, wie machtlos sie hier waren. Ohne Informationen und Daten vom LKA konnten sie einfach nichts ausrichten.

Für Jan war jedoch klar, dass er heute Abend handeln würde. Er musste aktiv werden, um zu helfen und zu zeigen, was er konnte. Und wenn die Informationen stimmten, würde er heute Abend wohl freie Hand haben. Diesmal würde er jedoch anders vorgehen. Aber wie? Am besten wäre es, die Gegend, das Haus von Dmitri und die Nachbarn längere Zeit zu beobachten, um im richtigen Moment loszulegen. Aber ohne Auto war es schwer, eine gute Aussichtsplattform zu haben. Es blieb ihm nur eine Option: spät in der Nacht dorthin zu gehen, in der Hoffnung, dass alle schliefen. Und so machte er sich um 23 Uhr auf den Weg, komplett in Schwarz gekleidet. In seiner Tasche hatte er einen Schraubenzieher, Handschuhe und Büroklammern. Er bog von der anderen Seite in die Straße ein. Es war 0:35 Uhr.

Als er das Haus seines Nachbarn erreichte, verlangsamte er seine Schritte und lauschte. Es war ruhig, nur die normalen Geräusche der Stadt waren

zu hören. Und ein Uhu, oder zumindest dachte Jan, dass es ein Uhu war. Vielleicht eine Eule. Wichtig war nur, dass niemand der Nachbarn unterwegs schien. Keines der umliegenden Häuser hatte Licht, außer einem, das weit genug entfernt war. Er verharrte noch einige Minuten, dann wagte er sich aus der Deckung.

Er ging langsam die Straße hinunter und blieb vor Dmitris Haus stehen. Es schien alles ruhig zu sein, genauso wie gestern. Kein Auto in der Einfahrt, kein Licht im Haus. Er kniete sich vor den Postkasten und versuchte hineinzuschauen. Es schien etwas drin zu sein, das er mit den Fingerspitzen erreichen konnte. Nach einigen Versuchen hatte er es - einen großen Briefumschlag. "Jetzt aber schnell weg hier", dachte er.

Erst zu Hause öffnete er den Brief. Es waren Kontoauszüge von der Berliner Sparkasse, und darauf war eine beträchtliche Summe Geld zu

sehen. Aber abgesehen von einigen Einzahlungen gab es kaum Transaktionen. Er dachte viel über seine Aktion nach und über die möglichen Konsequenzen, sollten sie entdeckt werden. Sollte er seinen Kollegen von seinem Verdacht erzählen, dass Dmitri Geld verschwinden ließ? Aber er durfte ihnen nichts von dem Brief erzählen. Oder sollte er beim Finanzamt anrufen und melden, dass Dmitri Rubin Geldwäsche betrieb? Oder könnte er versuchen, Informationen von der Berliner Sparkasse zu erhalten, indem er seinen LKA-Ausweis vorzeigte?

Winterthur

"Und sind Sie sicher, dass Sie das Gesicht des Mannes nicht beschreiben können?", fragte der Gendarmerie-Offizier erneut. Diese Polizisten waren einfach nur nervig, dachte er. Ständig versuchten sie, die Frage auf andere Weise erneut zu stellen, obwohl er die Antwort bereits mehrfach gegeben hatte. Natürlich verstand er, warum sie das taten. Auf diese Weise konnten die Polizisten sicherlich ab und an Lügen erkennen. Aber er war ein Profi und wusste spätestens aus den diversen Krimis, die er im Fernsehen gesehen hatte, wie die Polizei arbeitete. In diesem Fall musste er jedoch keine Tricks durchschauen oder irgendwelchen Fallen ausweichen, denn es gab nichts, was er den Polizisten erzählen konnte. Sie hatten nichts gesehen, was nicht auch andere Leute gesehen hatten. Der Bankräuber trug eine Haube, und man konnte nichts außer seinen Augen und seinem

Mund erkennen. Das Einzige Merkwürdige an dem Mann war sein Akzent - er hatte einen slawischen Einschlag. So wie ihrer. Wahrscheinlich war das auch der Grund, warum sie länger festgehalten wurden als die anderen Bankkunden.

"Und Sie wollten hier nur Geld abheben, sagten Sie?" fragte der nervige Polizist. "Ja", antwortete Dima. Das war die Geschichte, die er für die Polizisten ausgedacht hatte. Es schien eine plausible Erklärung zu sein. Er wollte den Polizisten auf keinen Fall erzählen, dass sie hier ein Konto eröffnen wollten. Das war sicherlich nicht illegal, aber es würde wahrscheinlich zu viele weitere Fragen aufwerfen. Darauf hatte er keine Lust. Er wollte längst auf dem Rückweg nach Hause sein. Stattdessen wurden sie nun schon viel zu lange hier festgehalten. Und sie waren schon viel zu lange in der Schweiz. Aber ihr Ziel hatten sie trotzdem noch nicht erreicht.

"OK", sagte der Polizist und fügte hinzu: "Sie können gehen." Endlich, dachte er und schob Alexej aus dem Mannschaftswagen, wo sie die letzten 2 Stunden verbracht hatten.

Erstmal zurück zum Hotel. Da hätten sie schon seit Stunden auschecken sollen. Mal sehen, was die zu sagen hatten, dass das Zimmer noch nicht geräumt war. Bestimmt würden sie ihnen einen Tag extra berechnen. Hotels waren ja nicht zimperlich, wenn es ums Geldeintreiben ging. Also erklärten sie der Rezeptionsdame, dass sie aufgehalten wurden und jetzt gerne auschecken würden. "Kein Problem, Herr Rubin", sagte sie. "Sie müssen nur eine Gebühr für das verspätete Auschecken entrichten", fügte sie hinzu. Er sah, wie Alexej tief Luft holte, und beeilte sich daher, ihm zuvorzukommen. "OK, kein Problem", sagte er laut genug, dass sowohl die Dame als auch Alexej zurückzuckten. Das war sicherlich nicht ganz angebracht, aber er wollte hier nicht auch noch irgendwelche sinnlosen

Diskussionen haben. Sie hatten es eilig. Sein Plan, den er Alexej auf dem Weg zum Hotel mitgeteilt hatte, war, es im nächstgrößeren Ort zu versuchen und dann direkt nach Berlin zurückzufahren. Alexej hatte nur genickt.

Als sie endlich im Auto saßen, schauten sie auf die Karte. Die Wahl fiel auf Winterthur. Dort würde er auch versuchen, den LKA-Mann anzurufen, um ihm mitzuteilen, dass er am nächsten Tag für Fragen bereitstehen würde. Sie nahmen die Landstraße, da sie keine Autobahngebühr bezahlen wollten. Nach etwas mehr als dreißig Minuten passierten sie die Stadtgrenze von Winterthur.

Sie fuhren den Schildern Richtung Zentrum nach. Und es dauerte nicht lange, bis sie eine Filiale der Credit Suisse entdeckten. Sie fanden einen Parkplatz in unmittelbarer Nähe. Ein Ticket lösten sie nicht. Wieder gingen sie mit dem Rucksack bepackt auf die Filiale zu. Er hatte Alexej gebeten,

dieses Mal hinter ihm zu bleiben. Kurz vor dem Betreten der Filiale schaute er sich noch einmal um. Aber alles schien ruhig, sodass er seinen Gang fortsetzte. Sie wurden von einer netten Dame empfangen und in eines der hinteren Zimmer geführt, nachdem sie ihre Absicht erklärt hatten. Ein Herr mittleren Alters betrat den Raum nur wenige Minuten später und stellte sich als Herr Bieger vor. Der Mann wirkte gar nicht wie ein typischer Banker. In einem Tattoostudio hätte er besser reingepasst, dachte Dima. "Sie möchten ein Konto eröffnen, hat mir meine Kollegin mitgeteilt", sagte der Banker. "Ja", erwiderte Alexej. "Und sind Sie in der Schweiz gemeldet?", erkundigte sich Herr Bieger. "Nein", antwortete Alexej knapp. "Kein Problem. Sie können selbstverständlich auch ohne Anmeldung in der Schweiz bei uns ein Konto eröffnen. Dann bräuchte ich bitte eine ID von jeder Person, die Kontoinhaber sein soll", erklärte der Banker. Beide legten ihren Personalausweis auf den Tisch. "Herr Rubin und Herr Sidorov. Bitte entschuldigen Sie mich einen

Moment", sagte der Banker und verschwand mit den Ausweisen. "Wo ist der denn hin?", fragte Alexej nach ein paar Minuten, in denen sie still im Raum saßen und auf die Rückkehr von Herrn Bieger warteten. "Alles in Ordnung. Vielleicht streikt der Kopierer", beruhigte er ihn. Es dauerte weitere fünf Minuten, in denen nichts passierte. Die Schweizer waren wirklich langsam, dachte er. Alles dauerte hier eine Ewigkeit. Konnten die nicht mal einen Zahn zulegen? Herr Bieger kam mit einem Lächeln zurück. "Sehr geehrte Herren, ich habe die Freigabe für Ihr Konto aus Zürich bekommen", erzählte er. "Prima", antwortete Alexej mit einem leicht vorwurfsvollen Unterton. Doch Herr Bieger ließ sich nichts anmerken. "Möchten Sie denn auch schon etwas einzahlen?" fragte er. "Ja", antwortete Alexej. Dima fand die Einsilbigkeit Alexejs langsam anstrengend und bemühte sich daher, etwas Freundlichkeit in die Konversation zu bringen: "Wir haben ein paar Euros, die wir gerne einzahlen würden." "Natürlich", antwortete der Banker

freundlich. "Um wie viele Euros handelt es sich denn?" wollte er wissen. "Zehntausend Euro", antwortete Alexej. "Es sind zwanzigtausend Euro, um genau zu sein", korrigierte ihn Dima. "Kein Problem. Wenn Sie mir das Geld reichen möchten, dann zählen wir es, und ich bringe es für Sie zur Kasse", sagte Herr Bieger. Sie zählten zweimal nach und kamen stets auf zwanzigtausend Euro. Der Bankangestellte nahm das Geld und verließ den Raum. "Ich bin gleich wieder zurück", sagte er beim Hinausgehen. Dima fand das Prozedere etwas merkwürdig, aber am Ende schienen die Dinge wohl so in der Schweiz zu funktionieren. Wer war er, um deren Prozesse in Frage zu stellen? Wichtig war doch, dass sie nun endlich ein Konto hatten und nach Hause fahren konnten. Herr Bieger kam einige Minuten später zurück. Er schob ihnen einen Beleg über den Tisch mit der Aussage: "Ihr Einzahlungsbeleg." "Danke", sagte Alexej, faltete ihn und steckte ihn in seine Jackentasche. "Sie werden bald von uns Post erhalten. Darin befinden sich

dann alle Informationen. Wenn Sie Fragen haben, können Sie uns natürlich jederzeit auch telefonisch erreichen", sagte der Banker abschließend. "Vielen Dank", sagte Dima und begann aufzustehen. Sie verließen die Bank und begaben sich auf den Rückweg. Sie kamen erst gegen 2 Uhr morgens in Berlin an.

Am nächsten Morgen um 09:30 Uhr machte sich Dima mit dem Auto auf den Weg zum Tempelhofer Damm. Er hatte dreißig Minuten Zeit, um dort anzukommen. Bis Friedrichshain kam er gut voran. Dann nahm er den Weg über die Oberbaumbrücke. Es war seine Lieblingsbrücke, wenn es so etwas überhaupt gab. Die Brücke hatte etwas Märchenhaftes an sich. Aber heute hatte er wenig dafür übrig. Er war spät dran und vertieft in Gedanken. Seit der Rückfahrt aus der Schweiz ging er alles durch, was die Polizei ihn wahrscheinlich fragen würde. Es musste mit Igor zu tun haben. Schließlich war es ein Kommissar, der ihn sprechen

wollte. Die Polizei wurde nur tätig, wenn Menschen umkamen. Sie hatten viel über Igor in den letzten Tagen gesprochen und waren zum Schluss gekommen, dass Igor ermordet worden war. Nur von wem und aus welchem Grund, das war ihnen nicht klar. Er hatte die Hoffnung, dass die Polizei Antworten hatte. Seine Gedanken wurden durch Wut ersetzt. Wut auf die Autofahrer vor ihm, die sich nicht mehr zu bewegen schienen. Er hasste die Skalitzer Straße. Oben fuhr die U-Bahn ohne sich von irgendwelchen Hindernissen aufhalten zu lassen. Unten ging nichts, obwohl es 2 Spuren gab. Er würde zu spät ankommen. Das war bereits klar. Aber er konnte nichts ändern. Die Polizei musste eben warten, dachte er, und die Anspannung löste sich ein wenig bei ihm.

"Der Typ sah aus wie ein typischer Polizist", dachte Dima. Haare zurückgekämmt, frisch rasiert und das Hemd ordentlich in die Hose gesteckt. Auch seine Begrüßung war so, wie man es von einem Beamten

erwartete. "Guten Tag, Herr Rubin. Ich bin Hauptkommissar Brückner. Wenn Sie mich begleiten würden", sagte er, ohne die Hand zu schütteln. Einfach nur widerlich, dachte Dima. Ohne etwas zu erwidern, folgte er dem Polizisten durch das Drehkreuz. Dann ging es den Flur hinunter - Brückner ging vorweg, Dima ging hinterher. Der Polizist blieb vor einer Tür stehen und bat Dima einzutreten. Er tat, wie ihm geheißen wurde. Der Raum war schlicht und verfügte nur über einen Tisch und zwei Stühle. "Nehmen Sie Platz", sagte der Polizist und zeigte auf einen Stuhl, den er offensichtlich für Dima reserviert hatte. "Danke, dass Sie vorbeigekommen sind", sagte Brückner. Dima nickte nur. "Ich möchte direkt zum Thema kommen", sagte der Polizist und fügte direkt die erwartete Frage hinzu: "Kennen Sie einen Igor Prozorow?" fragte der Bulle. "Ja. Wieso?" antwortete er. "Er ist gestorben", sagte der Polizist und wartete auf eine Reaktion. Dima hatte bereits geübt und demonstrierte die eingeübte Reaktion. Er

tat total überrascht und sagte: "Was? Wann? Echt? Wie jetzt? Was ist passiert?". "Ja. Seit drei Tagen ist er nun schon nicht mehr unter uns. Wir sind noch in den Ermittlungen und können daher nichts zur genauen Todesursache sagen", führte der Polizist aus und fügte hinzu: "Ich würde aber gerne wissen, wie gut Sie Herrn Prozorow kannten." Dima war jedoch gerade in Gedanken und reagierte daher zunächst nicht. Das war eine der Taktiken, die er vorher durchgespielt hatte. Er wollte den Polizisten aus dem Konzept bringen und stellte daher eine Frage in dessen Richtung: "Hätten Sie mir nicht eher Bescheid geben können?" Der Polizist ignorierte die Frage und fuhr fort: "Wir haben keine Angehörigen gefunden. Wissen Sie denn, ob er welche hatte?" erkundigte sich Brückner. Verdammt, dachte Dima. Er hätte den Polizisten fast dazu gebracht, zu erzählen, wie sie Igor gefunden hatten. "Nicht, dass ich wüsste", log er. "Wie gut kannten Sie Herrn Prozorow?" erkundigte sich Brückner daraufhin erneut. Dima hielt kurz inne, damit nicht der

Eindruck entstand, er hätte die Antworten auswendig gelernt. "Ich würde sagen, wir waren gute Bekannte", sagte er dann bedächtig. "Was genau bedeutet das, Herr Rubin?" wollte sein Gegenüber dann wissen. "Sie wissen schon. Man sieht sich mal und quatscht, trinkt ein Bier oder zwei", war Dimas Antwort. "Wann haben Sie Herrn Prozorow denn das letzte Mal gesehen?" erkundigte sich Brückner. "Vor ein paar Wochen", sagte Dima. "Können Sie genauer sein?" fragte Brückner. "Da müsste ich lügen", sagte Dima. "Und wann haben Sie Herrn Prozorow zuletzt gesprochen?" erkundigte sich der Polizist. "Schon eine Weile her", antwortete Dima, holte Luft und fügte hinzu: "Ich habe jedoch in den letzten Tagen versucht, ihn zu erreichen, aber ohne Erfolg." Es war eine mögliche Art und Weise, wie sie ihn aufgespürt haben könnten. Daher hatte er beschlossen, die Wahrheit zu sagen. "Und was wollten Sie von Herrn Prozorow?" fragte der Polizist. Genau diese Frage hatte er erwartet. Daher blieb er ruhig und setzte

sein Programm fort: "Mich erkundigen, wie es ihm ging." Der Polizist stellte noch einige Fragen zu Igor, die Dima alle mit Ahnungslosigkeit beantwortete. Dann kam die Frage, die kommen musste. Der Polizist fragte: "Wo waren Sie am besagten Abend zwischen 20 und 22 Uhr?" Dima tat so, als ob er nachdachte. "Warten Sie... Ich denke, ich war zu Hause", antwortete er. "Waren Sie nicht gestern noch in der Schweiz?" erkundigte sich der Polizist. "Darf man das etwa nicht?" entgegnete Dima. Brückner ignorierte die Aussage und setzte zum letzten Paukenschlag an. "Gibt es jemanden, der bezeugen kann, dass Sie am besagten Tag zur besagten Zeit zu Hause waren?" wollte er wissen. "Ja. Mein Mitbewohner Alexej", antwortete er knapp. "Haben Sie einen Familiennamen", erkundigte sich Brückner. "Ja. Sidorov", entgegnete er. "Wie buchstabiert man das?" fragte Brückner. "S i d o r o v", antwortete er. Danach durfte er gehen.

Auf dem Weg nach Hause ließ er das Gespräch Revue passieren. Es war anstrengender gewesen, als er erwartet hatte. Sie hatten sich damit verabschiedet, dass Brückner ihn gebeten hatte, für mögliche weitere Fragen zur Verfügung zu stehen. Dima hatte natürlich zugestimmt. Dann richtete er seine Gedanken auf Alexej, der jetzt ebenfalls im Auto saß.

Am nächsten Morgen rief Alexej an und sagte: "Die Bankangestellten kennen unser Konto nicht."

Tankdeckel

"Diese Auskunft darf ich Ihnen leider nicht geben", sagte die Bankangestellte. Auf diese Reaktion hatte er sich vorbereitet. Er zückte ganz souverän seinen Ausweis - seinen Polizeiausweis. Er erwartete, dass die Dame ihren Chef holen würde. Doch die Dame fing stattdessen an, etwas in ihrem Rechner einzutippen. Er ging davon aus, dass sie nach der gewünschten Information suchte. Schließlich sollte das Risiko, welches er auf sich nahm, nicht umsonst gewesen sein. Vorher hatte er noch seinen Chef angerufen, um sich krank zu melden. Es hatte in ihm ein Gefühl ausgelöst, das er mit einem Wort beschreiben würde: "Genugtuung". Er war nur noch Beiwerk; das dritte Rad am Wagen. Sie brauchten ihn bei Skin nicht mehr - er fühlte sich nutzlos. Seitdem die Schnepfe sämtliche Arbeit an sich riss, bekam er nur noch unsinnige Dinge zu tun. "Er hat gestern Geld abgehoben", sagte die Dame plötzlich

und riss Jan aus seinen Gedanken. "Wie viel", wollte Jan wissen. "Ich weiß nicht, ob ich Ihnen das sagen darf", erwiderte die Dame. Er überlegte, was er tun sollte. Weiter spielen oder mit dem kleinen Gewinn nach Hause gehen. Er entschied sich für Letzteres. "Alles klar. Danke erst mal", antwortete Jan und machte sich auf den Weg nach draußen. Er war so von Gedanken und Gefühlen übermannt, dass er beim Ausgang einen Mann anrempelte. "Entschuldigen Sie vielmals", versuchte Jan sich zu entschuldigen. Der Mann schaute ihn böse an und sagte mit einem starken russischen Akzent: "Pass das nächste Mal auf!" Jan hatte dem nichts entgegensetzen. Der Mann setzte seinen ursprünglichen Weg fort. Jan stand noch ein paar Sekunden dort, dann setzte er auch seinen Weg zur S-Bahn Station fort. Er dachte an seinen Chef: Sollte er ihm gleich erzählen, was er herausgefunden hatte? Aber der würde sicher wissen wollen, woher er diese Information hatte. Und dann würde zwangsläufig herauskommen, was er getan hatte.

Von daher war das wohl keine gute Idee. Die Konsequenzen wären wahrscheinlich enormen Ausmaßes. Wobei er davon ausging, dass sein Chef mit ihm Gnade haben würde. Jan erreichte die S-Bahn Station. Doch er wusste noch immer nicht, was er als Nächstes machen sollte. Dann kam eine spontane Idee. Wenn er schon mal hier war, könnte er ja einfach noch mal einen Spaziergang durch Karlshorst und die Hochwaldstraße machen. Das würde ihm Zeit bringen, um seine Gedanken zu sortieren.

In der Straße war alles ruhig. Er ging gemächlichen Schrittes voran und näherte sich dem Haus von Dmitri. Dort war er erst gestern früh gewesen, um den Brief aus dem Postkasten zu fischen. Doch heute, am helllichten Tag, würde er nichts Illegales tun, auch wenn es hier ruhig war und keine Leute unterwegs zu sein schienen. Auch bei Dmitri schien niemand zu Hause zu sein. Die Einfahrt war leer, und auch auf der Straße vor dem Haus parkte kein

Auto. Doch dann passierte etwas, das er nicht erwartet hatte. Denn genau in dem Moment kam ein Auto mit hoher Geschwindigkeit herangefahren und hielt direkt vor dem Haus, wo er stand. Jan stand wie versteinert da und konnte sich nicht bewegen. Ein Mann stieg aus dem Auto. Nicht irgendein Mann. Jan erkannte ihn wieder. Es war der gleiche Typ, den er vorhin in der Sparkasse angerempelt hatte. Der Mann schien Jan auch wiederzuerkennen. Sie starrten sich an. Dann fragte der Mann: "Verfolgst du mich?" "Nein", stotterte Jan, der überhaupt nicht auf solche Situationen vorbereitet war. "Bist du ein Bulle?", fragte der Mann. "Öhm, nein", log Jan. "Was willst du hier?", fragte er dann. "Nichts", log Jan erneut und fügte hinzu: "Bin hier nur spazieren gegangen." "Such dir eine andere Strecke", sagte sein Gegenüber dann mit einem drohenden Unterton. Jan wollte sich das nicht zweimal sagen lassen und machte sich auf den Weg. Er drehte sich nicht mehr um.

Zu Hause dachte er lange über die heutigen Begegnungen nach. Er kam zu dem Schluss, dass es sich bei dem Mann um Dmitri handeln musste. Und irgendwie schien Dmitri gerade sehr beschäftigt zu sein. Was Jan verwunderte, war der Fakt, dass das Konto so prall gefüllt war. "Was arbeitete dieser Mann?", fragte er sich. Der Mann hatte etwas "gangsterhaftes" an sich. Allein seine Stimme hatte genug "Bedrohungspotenzial". Er musste herausfinden, was der Mann trieb.

Dann fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. "Die Adresse!", sagte er laut. Die Adresse auf den Kontoauszügen der Sparkasse bestand aus vier Zeilen. In der zweiten Zeile stand "D&A Transporte". "Ein Transportunternehmen", dachte er sich. "Was transportieren sie wohl?", fragte er sich. Wo er schauen sollte, um verwertbare Informationen auf die Schnelle zu finden, wusste er nicht. "Das Finanzamt wäre wohl die beste Anlaufstelle", dachte er sich. Aber auf das Finanzamt konnte er

nicht warten. Er wollte schnell Antworten. Und so formte er einen Plan: Er würde Dmitri beschatten. Was er brauchte, war ein Auto. Er war lange nicht mehr Auto gefahren, aber ohne Auto wären seine Ermittlungen nicht möglich. Und so nahm er die S-Bahn zum Alexanderplatz, denn dort hatte er zuletzt eine Mietwagenstation gesehen. "Für nur 5 Euro mehr am Tag können wir Ihnen ein Upgrade anbieten", sagte die Dame hinter dem Schalter, nachdem sie bereits alle Details besprochen hatten: welches Auto, welche Extras, welcher Zeitraum, welche Versicherung, welche Rückgabestation. "Nein, danke", antwortete er. Eine Stunde später saß er in einem Hyundai i20. Es war das Günstigste, was sie kurzfristig hatten. Das Auto war klein, hatte eine manuelle Schaltung, was ihm Kopfschmerzen bereitete. Aber Automatik war teurer. Wenn es etwas gab, das er in der Fahrschule gehasst hatte, dann war es das Schalten. Sein Fahrschullehrer ermahnte ihn ständig, zu schalten. Daneben hatte er Jan wegen tausend anderen Dingen kritisiert, die

angeblich falsch gemacht wurden. Es hatte seine Nervosität nicht gerade verringert. Auch wenn die Fahrschulzeit lange zurücklag, war die Präsenz des Fahrschullehrers noch sehr präsent - fast so, als würde er neben ihm sitzen und ihn kritisch über seine Lesebrille hinweg anschauen. Er versuchte, das Bild so gut es ging auszublenden und legte den ersten Gang ein. Das Auto ruckelte, sprang einen Satz nach vorn und blieb stehen. Er konnte sich vorstellen, wie sein Fahrschullehrer geguckt hätte. Der zweite Versuch saß. "Und jetzt nur auf den Weg konzentrieren", sagte er laut mit einem ironischen Unterton. Er fuhr erst mal Richtung Osten. An der nächsten Tankstelle hielt er an, um sich eine Straßenkarte zu kaufen.

Er musste immer wieder anhalten, um zu schauen, wo er war und wo er hinmusste. Doch irgendwann erreichte er sein Ziel: die Hochwaldstraße in Karlshorst. Die Straße war wieder einmal kaum belebt, obwohl es eine typische Feierabendzeit war.

Er rollte mit dem Wagen langsam an die Nummer 12 heran. Das Auto, das heute Morgen vor dem Haus gestanden hatte, war nirgendwo zu sehen. Aber stattdessen stand ein Kleintransporter an der gleichen Stelle. Er parkte mit ausreichend Abstand zum Haus. Die Begegnung heute Morgen hatte ihm erst mal gereicht. Im Auto fühlte er sich gut geschützt. Von hier aus konnte er das Geschehen gut beobachten und zur Not einfach wegfahren.

Wenig später kam ein Mann mit offensichtlich slawischen Wurzeln zum Eingangstor heraus. Es war definitiv nicht die gleiche Person, der er heute Morgen hier begegnet war. Der Mann schien nicht gerade gut gelaunt zu sein. Er stieg in den Kleintransporter ein. Jan hatte nicht viel Zeit, um zu überlegen: Bleiben oder hinterherfahren. Er entschied sich für Letzteres. Sie befanden sich zwanzig Minuten später auf der Stadtautobahn. Auf Höhe Messe bog der Transporter auf die Autobahn 115 Richtung Potsdam ab, die Avus. Hier wurden

früher Autorennen gefahren, heute erinnerten nur noch verwaiste Tribünen daran. Jan fragte sich, wie weit die Reise wohl gehen würde und hoffte dabei, dass sie spätestens in Zehlendorf von der Avus abfahren würden. Doch der Wagen vor ihm blieb auf der Autobahn. Als er das Ortsausgangsschild sah, wurde ihm bewusst, dass es kein kurzer Trip werden würde. Eine längere Fahrt hatte er heute gar nicht geplant. Zweifel kamen in ihm auf. Sollte er umkehren? Doch er entschied sich, dranzubleiben, schließlich hatte er bereits so viel investiert.

Mittlerweile waren sie auf der A4 Richtung Frankfurt/Main. Irgendwann bog der Wagen ab - auf einen Rasthof. Er hielt direkt an einer Zapfsäule. "Oh weia", dachte er und schaute auf seine Tankanzeige. Wenn das jetzt eine längere Fahrt werden sollte, dann sollte er vielleicht auch tanken. Wo war hier aber noch mal der Tank, fragte er sich. "Verdammt", sagte er laut, das hatte ihm keiner erklärt. Er hielt an einer Zapfsäule, stieg aus und

suchte das Auto von außen ab. Er fand den Tankdeckel. Der Mann, den er verfolgte, hatte bereits seinen Tank gefüllt und ging rein, um zu bezahlen. Das machte ihn nur noch nervöser. "Wie geht denn dieses Ding auf?", fragte er sich. Er ging zurück zum Fahrersitz und suchte alle Knöpfe ab. Durch Zufall entdeckte er dann einen am Fuße des Sitzes. Er zog daran, und voilà, der Tankdeckel öffnete sich. Glücklicherweise stand auf dem Deckel, welcher Kraftstoff rein sollte. Er war so konzentriert, dass er gar nicht bemerkte, dass der Mann zurückkam. Erst als er hörte, dass der Wagen losfuhr, bekam er Panik. Schnell füllte er den Tank, rannte rein. Dort schnappte er sich noch eine Flasche Wasser, zwei Sandwiches und eine Packung Chips. "Man weiß ja nie", dachte er. Es waren noch zwei Leute vor ihm, was seiner Nervosität zusätzlich zusetzte. Wenn er den Wagen nicht einholen würde, dann wäre alles umsonst gewesen.

Kurze Zeit später befand er sich wieder auf der Autobahn. Er trat das Gaspedal durch - bis nichts mehr herauszuholen war - der Tacho zeigte 150 km/h. Er war so konzentriert darauf, den Kleintransporter wiederzufinden, dass er nicht auf die Beschilderung achtete. Plötzlich spürte er es - einen Blitz. "Verdammt noch mal", fluchte er laut. Hinter ihm hörte er Hupen und schaute in den Rückspiegel. Er ließ den BMW-Fahrer vorbei und reihte sich wieder hinter ihm ein. Er drückte weiter aufs Gas, aber es kam nichts mehr. Er war bereits einige Kilometer gefahren, aber keine Spur vom Wagen. Seine Anspannung hatte ein Höchstmaß erreicht, und langsam mischte sich auch Erleichterung darunter. Er sah sich schon auf dem Heimweg, der Gedanke an einen ruhigen Nachmittag auf dem Sofa löste Freude bei ihm aus. Doch dann sah er plötzlich den Kleintransporter, etwa hundert Meter vor ihm. "Da ist er ja", sagte er laut, und seine Anspannung stieg wieder.

Stunden später, mit zwei weiteren Stopps, erreichten sie die Staatsgrenze. Auf der anderen Seite war die Schweiz. Die Zweifel an seiner Idee waren wieder da und größer als zuvor. Eine Reise in ein anderes Land war das buchstäbliche Überschreiten einer Linie. "Wenn Brückner wüsste...", dachte er. Aber er konnte seine Gedanken nicht abschließen, denn er war vorn in der Reihe, der Zollbeamte schaute ihn prüfend an. Einen kurzen Augenblick lang passierte nichts - die Zeit schien stillzustehen. Doch dann signalisierte ihm der Eidgenosse, dass er weiterfahren könne. Jan war erleichtert, denn er hätte nicht gewusst, ob er die Fragen der Zöllner hätte beantworten können oder wollen. Jan stellte erst jetzt fest, dass er den Kleintransporter aus den Augen verloren hatte. Panik machte sich breit. Er war so weit gekommen, und nun hatte er durch Unaufmerksamkeit die Spur leichtsinnig verloren. "Verdammt", schrie er laut, nachdem er sich mit dem Auto ein paar Meter vom Grenzposten entfernt hatte. Es dämmerte bereits.

Er gab Gas und nahm die zweite Suche an diesem Tag auf. Dieses Mal dauerte es nicht so lange; nach etwa einem Kilometer hatte er ihn wieder in Sichtweite, gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, wie der Wagen die Autobahn verließ. Er hatte schnell aufgeschlossen und folgte ihm so gut er konnte. Aber mit zunehmender Dunkelheit wurde das immer schwieriger.

Es ging über eine Landstraße, und nach etwa einer Stunde erreichten sie Winterthur. Er hatte sich die ganze Fahrt gefragt, wohin es wohl gehen würde. Aber mit der Ankunft in der Schweiz waren die meisten seiner Theorien obsolet geworden. Der Wagen fuhr in eine Einkaufsstraße ein und hielt schließlich rechts an. Jan versuchte ebenfalls, einen Parkplatz zu finden, aber er musste erst ein Stück weiterfahren, bevor er einen Platz fand. Er sah im Rückspiegel, wie der Mann ausstieg. Er kam in seine Richtung. Jans Herzschlag erhöhte sich. "Hatte der mich bemerkt?", fragte er sich. Seine

Hand zuckte kurz. Doch bevor er handeln konnte, sah er, wie sich die Tür des Autos hinter ihm öffnete. Ein Mann sprang heraus. Er sah, wie sich beide Männer umarmten. Aber warte, dachte er. "Der andere Mann... ja... der sieht aus wie Dmitri", dachte er.

Feuermelder

An den Anblick von hässlichen Treppenhäusern hatte sie sich langsam gewöhnt. Die Frage war nur, welches hässlicher war: das Treppenhaus ihres Kreuzberger Hinterhofgebäudes, an dem sie gerade ankamen, oder das des LKA. Ihr Chef schloss die Tür auf. Musste er auch, denn sie hatte immer noch keinen Schlüssel bekommen. Ihr Kollege Jan hatte sich krank gemeldet, und seitdem war es hier im Büro noch ruhiger als zuvor. Sie war eine laute Arbeitsumgebung gewohnt. Es gab ihr immer das Gefühl, dass Leben in der Bude war. Hier konnte sie sich am besten "performen". Und hier bei Skin konnte sie bisher gut performen, zumindest hatte sie das Gefühl.

Seitdem sie hier vor ein paar Tagen angekommen war, hatten sich alle hier nur um eine Sache gekümmert: den Todesfall von Igor. Doch mit dem Ausfall von Jan waren hier plötzlich 33,33 Prozent weniger Manpower. Damit fiel das

Aktivitätsbarometer auf Werte, die sie eigentlich als "zu ruhig" bemessen würde. Es war aber nicht der richtige Zeitpunkt, abzulassen oder einen Gang zurückzuschalten. Sie hatten vom LKA weitere wichtige Daten zugespielt bekommen, die es zu verdauen oder besser zu verarbeiten galt. Diese "Daten" waren nichts anderes als ein paar Fotokopien, die sie vom LKA mitgebracht hatten. Auf den Fotokopien sah man ein paar Namen und Telefonnummern. Es waren die Namen der Leute, mit denen Igor in den letzten Monaten telefoniert hatte. "Unbezahlbar", hatte ihr Chef gemeint, und sie hatte genickt. Jetzt hatten sie etwas, mit dem sie arbeiten konnten, auch wenn sie nicht wussten, wer die anderen Personen waren. "Kontoauszüge hätten mehr geholfen", sagte sie. "Aber sie wissen doch, wie das bei der Polizei läuft", hatte ihr Chef erwidert. Sie wusste tatsächlich, dass sie an solche Dinge nicht so einfach kam. "Mal abgesehen davon, dass Igor kein Konto hatte", sagte ihr Chef. Diesen Fakt hatten sie heute von Hauptkommissar

Brückner erfahren. Sie hatte es nicht glauben wollen und direkt gefragt: "Wie bezahlte Igor dann seine Miete?". "Brauchte er nicht", war Brückners Antwort. Die wurde wohl irgendwann mal mit Bargeld bezahlt. "Aber er musste doch das Hausgeld bezahlen und eine Krankenversicherung haben", hatte sie daraufhin erwidert. Brückner hatte mit den Achseln gezuckt und gesagt: "Bestimmt auch in Cash beglichen."

Auf dem Rückweg hatten sie noch darüber diskutiert und waren zu dem Schluss gekommen, dass Igor wahrscheinlich bei keiner Bank ein Konto bekommen hatte. Sie erinnerte sich an den Typen in der Bar, der ihr erzählt hatte, dass er kein Konto bei der Sparkasse bekommen hatte. Der Typ hatte ihr damals erklärt, dass Banken keine Kunden ohne Einkommen annahmen würden. Sie hatte sich schon damals gefragt, ob das mit rechten Dingen zugeht.

Das Büro war leer - wie zu erwarten gewesen war. Sie musste dringend an den Rechner von Jan, denn

darauf war die Excel-Tabelle, an der er zuletzt gearbeitet hatte. Sie überlegte, was sie machen sollte. Am Ende entschied sie, bis morgen zu warten - bestimmt war Jan dann wieder da. In der Zwischenzeit könnte sie ja erstmal mehr Informationen zu den Leuten finden, die auf der Liste standen - öffentlich zugängliche Informationen. Eine schlauchende Arbeit, wie sich herausstellte.

Um 19:38 Uhr traf sie im Feuermelder ein - der Laden war noch recht leer. Aber das würde sich sicher innerhalb ihrer Acht-Stunden-Schicht ändern, da war sie sich sicher. Der Laden war eine Institution - und besonders beliebt in der linken Szene, die in Friedrichshain eine kritische Masse darstellte. Es war der Stadtteil, in dem es noch besetzte Häuser gab - ja, sie wurden von Leuten bewohnt, die dafür keine Miete bezahlten. In Mitte und in Kreuzberg waren schon einige verloren gegangen, in Friedrichshain kämpfte man noch. Sie hatte vor ein paar Jahren selbst einmal für eine

Weile in einem solchen Haus gewohnt - nachdem sie aus ihrer WG ausgezogen war. Aus einer WG, in der sie nicht länger wohnen wollte, weil sie diese Spießier darin nicht länger ertragen konnte. Eine Freundin hatte ihr damals von dem besetzten Haus in der Rigaer Straße erzählt - und klang nach genau dem Richtigen. Nach Abenteuer. Nach coolen Menschen. Nach Revolution. Die Realität war aber: viele Streitereien unter den Bewohnern und kalte Nächte. Und so endete das Abenteuer nach nur zwei Monaten - aus denen aber ein paar wenige Freundschaften übrig blieben.

Im Feuermelder war es laut, stickig und verraucht - das Kontrastprogramm zu ihrem Tagesjob. Sie mochte diese Atmosphäre. Sie mochte die Leute und die Lautstärke. Was sie nicht mochte, war das wilde Wedeln mit den Händen, wenn Leute etwas bestellen wollten. Sie ignorierte diese Leute immer solange sie konnte. In dieser Nacht blieben ihr diese Leute erspart. Es war sogar so ruhig, dass sie mit ihrer Freundin Ida, die ebenfalls Dienst hatte,

einen Plausch halten konnte. Ida fragte: "Wusstest du schon, dass in Indien Kinder extra verstümmelt werden?" "Nein", antwortete sie zurück - mit einem Ton, der Ungläubigkeit und Entsetzen ausdrücken sollte. "Wegen des guten Geldes...", sagte Ida weiter. Sie schüttelte den Kopf. Ida fuhr fort: "Solche Kinder erbetteln mehr Geld."

Suchmaschine

Er hatte eine lange und anstrengende Fahrt hinter sich und hatte keine Lust auf Smalltalk. "Erzähl! Was ist passiert?", waren daher seine wenigen Worte in Richtung Alexej. "Kein Konto?", waren seine Worte, nachdem Alexej ihm die Situation geschildert hatte. "Wir gehen da jetzt rein und lassen uns das erklären!", sagte er schließlich. Er hatte den Einzahlungsbeleg ja noch; das musste als Beweis reichen.

"Ist schon zu", sagte Alexej. Dima war voller Tatendrang und Determination. Doch diese Aussage nahm jeden Wind aus den Segeln. "Gut, dann kommen wir morgen früh gleich hierher", sagte er. Alexej nickte. "Dasselbe Hotel wieder?", fragte er. Dima nickte.

Der Rezeptionist übergab ihnen den Schlüssel - für Zimmer 104. Außerdem einen Brief. "Ein Brief für

uns?", wunderte sich Igor. "Der Brief wurde für Sie vor etwa einer Stunde abgegeben", sagte der Rezeptionist. "Aber wie kann das sein?", sagte Dima und fuhr fort: "Es stand doch noch gar nicht fest, dass wir hier einchecken würden." Der Rezeptionist zuckte mit den Schultern.

Aber es waren eindeutig ihre Namen auf dem Briefumschlag. Sogar in kyrillischer Schrift. Sie gingen ein paar Schritte weg von der Rezeption, um anderen Kunden Platz zu machen. Dann öffnete Dima den Brief - vorsichtig. Er zog eine Plastikkarte hervor. Sie hatte die Größe einer Kreditkarte und war schwarz. Auf der Vorderseite stand ein Satz - in weißer Farbe: "Ist euer Geld vorhanden, ist das Ende meistens gut."

Am rechten unteren Ende war so etwas wie ein Logo zu sehen. Es bestand aus drei Buchstaben: "BBB". Die Rückseite war leer. "Unser Geld?", fragte Alexej laut. Dima antwortete nicht. Er dachte nach. Dann ging er zurück zur Rezeption. Er hatte es nicht mitbekommen, aber nun war dort eine Frau. Daher

fragte er zuerst: "Hallo. Wo ist denn Ihr Kollege hin?" "Guten Tag. Welchen Kollegen meinen Sie?", fragte sie. "Ja, der, der eben noch hier war", entgegnete Dima. "Es tut mir leid, aber ich weiß nicht, wen Sie meinen. Haben Sie einen Namen?", fragte sie. Dima überlegte. "Nein. Aber er war doch eben noch hier - mit wem teilen Sie sich die Schicht?", fragte er. "Ich bin allein", antwortete sie. Dima sah verwundert zu Alexej hinüber. Alexej schien genauso verwundert zu sein. "Ok", dachte sich Dima. Dann würde er die Frau fragen. "Wissen Sie, wofür BBB steht?", fragte er. "BBB? Das sagt mir nichts", entgegnete die Frau. "Was soll das sein?" erkundigte sie sich weiter. Er war tierisch genervt von ihrer Ahnungslosigkeit und Scheinheiligkeit. Dementsprechend antwortete er: "Wenn ich es wüsste, dann hätte ich Sie nicht gefragt." Er wandte sich von ihr ab. "Komm, lass uns in die Hotelbar gehen", sagte er. "Bei einem Bier kann ich besser nachdenken", fuhr er fort.

Die Bar hatte den typischen Touch einer Hotelbar. Man hatte sich bemüht, dekadent zu wirken. Die

Wände waren verspiegelt. Jede Ablagefläche war besetzt mit einer Flasche edlen Tropfens. Über den etwa zehn Tischen waren jeweils andere Lampen befestigt, die ein diffuses Licht abgaben; aber keiner der Tische war aktuell besetzt. Dima schaute auf seine Uhr. Es war kurz nach halb acht. "Die meisten Leute waren wahrscheinlich noch beim Essen", dachte er. Bei dem Gedanken bemerkte er, dass auch er Hunger hatte. Während der Fahrt hatte er zwar ordentlich genascht, aber eine ordentliche Mahlzeit hatte er nicht gehabt. Ein Bier war ihm jetzt aber trotzdem wichtiger.

Die Theke wurde von einer Marmorplatte bedeckt. Hinter der Theke war ein Barkeeper. Er trug ein schwarzes Hemd und eine weiße Krawatte und war gerade dabei, ein paar Weingläser aufzupolieren. "Diese Leute müssen wohl immer beschäftigt aussehen", dachte Dima. Aber das eigentlich Bemerkenswerteste an ihm war seine Frisur. Er hatte einen Irokesenschnitt. "Mr. Irokese" begrüßte sie mit einem "Guten Abend, meine Herren." Dima

überlegte, wie er darauf antworten sollte. Er schwankte zwischen etwas Witzigem und etwas Ernstem. Das dauerte aber zu lange, sodass er am Ende einfach nur nickte. Alexej tat es ihm gleich. Sie nahmen an der Theke Platz und bestellten jeweils ein kleines Bier. Nach gefühlten fünf Minuten stellte der Barkeeper ihnen die Gläser vor die Nase. "Was ist das?", fragte Alexej. Aber der Barkeeper ignorierte diese Frage. Vor ihnen stand jeweils ein 0,2l Glas, auf dem der Name "Feldschlößchen" stand.

Sie prosteten einander zu und stellten nach wenigen Sekunden die leeren Gläser wieder auf den Tresen. Dima rief den Barkeeper erneut zu sich. "Ja?", fragte der Barkeeper. Dima legte die Karte, die sie gerade im Umschlag gefunden hatten, auf den Tresen. "Haben Sie diese Karte schon einmal gesehen?", fragte er ihn dann. Der Barkeeper nahm die Karte und betrachtete sie. "Nein", war seine Antwort. "Wissen Sie, wofür BBB stehen könnte?", fragte Dima den Barkeeper. "Tut mir leid",

antwortete der Mann. "Warum schauen Sie nicht im Internet nach?", schlug er stattdessen vor. "Wie kommen wir denn ins Internet?", fragte Alexej daraufhin. Der Barkeeper erklärte ihnen, wo sie im Hotel ein Internetcafé finden würden.

Das Internet war etwas, wozu er keine gute Beziehung hatte. Seiner Meinung nach war es voll mit viel Unsinn, und es trieben sich zu viele Kleinkriminelle herum. Igor hatte ihm einmal erzählt, dass er sich eine Jacke im Internet bestellt hatte. Diese Jacke wurde aber nie geliefert. Das Geld war aber weg. Daher ließ Dima gern die Finger vom Internet.

"Danke", sagte Dima. Sie erhoben sich. "Bitte schreiben Sie es auf die 104", sagte er noch zum Barkeeper. Das Internetcafé war nichts anderes als eine Nische im Keller, in der auf einem Tisch zwei Computer aufgebaut waren. Sie waren auch hier allein. Er setzte sich an den ersten Rechner und bat Alexej, sich an den anderen Rechner zu setzen. Gemeinsam würden sie sicher schneller etwas

finden. Aber Alexej fragte: "Was soll ich machen?" "Suchen!", antwortete Dima. Er ging zu ihm rüber, leicht genervt. "Schau", sagte er, öffnete den Browser und tippte "www.google.de" in die Adresszeile. In das Suchfeld gab er "Geld vorhanden, Ende meistens gut" ein und drückte die Enter-Taste. "Siehst du!" "So einfach geht das", rief er aus. "Dann klickst du auf eines der Ergebnisse. Und wenn du zurück willst, dann klickst du hier", erklärte er und zeigte dabei auf den Bildschirm.

"Und was denkst du, dort zu finden?", fragte Alexej. "Eine Information - irgendeine", erwiderte er. Alexej nickte. Er ging zurück zu seinem Rechner und begann seine eigene Suche. Was er relativ schnell herausfand: Es handelte sich bei dem Satz um ein Zitat von Bertolt Brecht. Dima glaubte, dass er den Namen schon einmal gehört hatte. Auf Wikipedia fand er heraus, dass es sich um einen Dichter handelte, der wohl auch sozialkritische Prosa verfasste. So war wohl die Dreigroschenoper eine

Parodie, die die Machtverhältnisse in der modernen Welt kritisch darstellen sollte.

Seine Gedanken wurden durch einen Zuruf von Alexej unterbrochen. Er ging zu ihm rüber. Auf dem Bildschirm war eine Plastikkarte zu sehen. "Die sieht ja genauso aus wie unsere", sagte Alexej laut. Dima runzelte die Stirn und nahm die Maus in die Hand, um damit auf der Webseite nach unten zu scrollen. Aber das ging nicht. "Da ist nichts anderes auf der Seite als die Karte", dachte er. Dann hörten sie ein Geräusch hinter sich und beide drehten sich verschreckt um.

Es war jedoch nur eine Bedienstete. Er begrüßte sie mit einem kurzen Nicken und wandte sich dann schnell wieder dem Bildschirm zu. Alexej hielt die Plastikkarte an den Bildschirm, als wolle er beide Karten miteinander vergleichen. Er wartete, bis Alexej mit diesem komisch anmutenden Nebeneinanderhalten fertig war. Dann nahm er die Karte erneut in die Hand und betrachtete sie genauer. Er fragte sich, ob sie vielleicht vergessen

hatten, die Rückseite richtig zu inspizieren. Und so betrachtete er die Rückseite genauer. Alexej fing an, mit der Maus zu spielen und drückte wild darauf herum. Das ging Dima ziemlich auf die Nerven. Gerade wollte er Alexej bitten, damit aufzuhören, als dieser ausrief: "Schau mal!" Auf dem Bildschirm war ein Text zu sehen. "Wie hast du das gemacht?", fragte er ihn. "Keine Ahnung", entgegnete Alexej. "Bitte nichts mehr drücken", bat er ihn. "Was ist das?", wollte Alexej wissen. "Es scheint eine Adresse zu sein", antwortete Dima und fuhr fort: "Warte hier." Er rannte die Treppen hoch. Dort begegnete er einem Mann, der aber kein Angestellter zu sein schien - von den Klamotten zu urteilen. Er entschied sich, den Typen nicht weiter zu beachten, und setzte seinen Sprint in Richtung Rezeption fort. Kurze Zeit später kam er mit Stift und Papier zurück. Alexej saß immer noch vor dem Rechner, und auf dem Monitor war weiterhin die Adresse zu sehen. Dima schrieb sie auf den Zettel. "Wo ist das?", wollte Alexej wissen. Dima öffnete

eine andere Browserseite und gab die Adresse in die Suchmaske ein. "Hier", sagte er und zeigte auf den Pin, der auf dem Monitor zu sehen war. "Es scheint ein Gewerbegebiet zu sein", sagte er. "...und es ist gar nicht so weit weg." "Lass uns da gleich hinfahren", sagte Alexej. "Langsam", antwortete Dima und fügte hinzu: "Wir sollten erst einmal überlegen, nach was wir dort suchen wollen." Sie schlossen den Browser und gingen nach oben in die Bar. Dort diskutierten sie noch länger darüber, was das alles zu bedeuten hatte und wen sie dort womöglich treffen würden. Dima sagte schließlich: "Lass uns morgen hinfahren, nachdem wir auf der Bank waren." "Wahrscheinlich war alles nur ein großes Missverständnis", fügte er hinzu.

Pünktlich um 08:00 Uhr standen sie vor der Bankfiliale. Sie wurden freundlich mit einem "Grüezi" begrüßt. Doch für Freundlichkeiten hatte Dima keine Zeit. "Wir wollen unser Geld abheben", sagte er kurz und knapp. "Aber natürlich", entgegnete die Bankmitarbeiterin und fügte hinzu:

"Bitte folgen Sie mir doch." Sie wurden in das gleiche Zimmer geleitet, in dem sie auch bei der Kontoeröffnung gesessen hatten. Die Dame sagte, sie sollten doch bitte kurz warten. Ein Mann mit Hornbrille kam wenige Minuten später ins Zimmer. Es war jedoch ein anderer Mitarbeiter als bei der Kontoeröffnung. "Wir wollen unser Geld abheben", sagte Alexej. "Aber natürlich", sagte der Banker. "Bitte geben Sie mir doch Ihre Kontonummer", sagte er dann. "Hier ist aber der Einzahlungsbeleg", sagte Dima und legte das Blatt Papier auf den Tisch. Der Banker nahm den Beleg und schaute ihn sich an. Dann sagte er: "Dies ist kein Beleg dieser Bank." "Was meinen Sie damit?", fragte Dima - seine Stimme leicht erhoben. "Dies ist kein Beleg, den wir in dieser Bank ausstellen", sagte der Banker. "Aber wir haben doch vor zwei Tagen in diesem Zimmer gesessen und ein Konto eröffnet", sagte Dima. Alexej fügte hinzu: "Ja. Und dieser Beleg ist unser Beweis." "Es ist kein Beleg, der in dieser Bank ausgestellt wurde", sagte der Banker. "Verdammt,

Sie wiederholen sich!", schrie Dima. "Beruhigen Sie sich", sagte der Banker mit ruhiger Stimme. "Erinnern Sie sich denn noch an den Namen des Kollegen?", wollte er wissen. "Nein", sagten beide gemeinsam. "Und Sie sagen, dass Sie hier bei der CS ein Konto eröffnet haben", fragte der Banker. "Ja", sagte Dima. "Haben Sie denn einen Ausweis?", fragte der Banker. Dima kramte kurz und legte dann seinen Ausweis auf den Tisch. Der Banker nahm den Ausweis und wandte sich dem Rechner zu. Fortan hörten sie nur noch das Klackern der Tastatur. Es war eine komische Atmosphäre im Raum, als würden alle auf einen großen Sturm warten. Wenige Minuten später, die sich wie Stunden anfühlten, drehte sich der Banker zu ihnen und sagte: "Leider konnte ich kein Konto unter diesem Namen finden." Dima holte tief Luft. "Vielleicht haben Sie nicht richtig gesucht", schlug er vor. "Wollen Sie es doch mal mit diesem hier versuchen", fuhr er fort und schob den Ausweis von Alexej über den Tisch. Der Banker begab sich

wieder in den Suchmodus. Wieder vergingen Minuten, in denen sie nur noch das Klicken der Tasten hörten. Und wieder überbrachte der Banker eine ernüchternde Erkenntnis, indem er sich zu ihnen drehte und den Kopf schüttelte. "Das kann doch wohl nicht wahr sein", rief Alexej aus. "Es tut mir leid, aber ich weiß leider nicht, wie ich Ihnen helfen kann", sagte der Banker. "Das ist doch wohl Betrug", rief Alexej - etwas lauter als zuvor. Dima realisierte, dass das alles zu keinem Ergebnis führen würde. Von der Gendarmerie hier abgeholt zu werden, musste im Moment nicht sein. Er stand auf, nahm die Ausweise vom Tisch, bedankte sich und schob Alexej langsam aus dem Raum.

Vor der Filiale diskutierten sie noch eine Weile, denn Alexej war überhaupt nicht damit einverstanden, dass sie so schnell aufgaben. "Das bringt so nichts", meinte Dima und fügte hinzu: "Wir müssen einen anderen Weg finden." "Lass uns zur Polizei gehen", meinte Alexej. "Und was sollen wir denen erzählen?", erkundigte sich Dima. "...dass die Bank

unser Geld gestohlen hat...?", fragte er. "Komm, lass uns mal zu dieser Adresse fahren", und zeigte auf den Zettel.

Postkasten

"Anders sah es im Gewerbegebiet von Ludwigshafen bestimmt auch nicht aus", dachte er. Nur, dass dort wahrscheinlich rauchende Türme zu finden waren. Hier rauchte nichts. Hier gab es auch nichts Außergewöhnliches. Nur hässliche Industriehallen, an denen große Firmenlogos angebracht waren. Obwohl es ein normaler Arbeitstag war, hörte man kaum einen Laut. Es war, als würde dort nicht gearbeitet werden. Zwischen den Hallen befanden sich ab und an Bürogebäude. Doch auch diese Gebäude ließen jeglichen Charme vermissen. Er hatte Mitleid mit den Menschen, die jeden Vormittag hierher kommen mussten.

Auf dem Schild stand "Binzmühlestrasse". Er war mit den SBB vom Hauptbahnhof Zürich nach Oerlikon gefahren; eine kurze Zugreise. Vom Bahnhof Oerlikon aus war er dann zu Fuß hierher gegangen. Gleich vor ihm würde er nach rechts abbiegen, in die Brown-Boveri-Strasse. Das war die

Adresse, die er auf dieser merkwürdigen Webseite gefunden hatte. Er hatte keine Erwartungen, hier auf den Dieb zu treffen.

Der Dieb, der seine zehntausend Euro gestohlen hatte. Er kannte nichts von diesem Mann außer dem Pseudonym "coinguru", mit dem er im Internet aufgetreten war, und einer E-Mail-Adresse. Und dieser Plastikkarte. Ob die Karte etwas damit zu tun hatte, war unklar, aber er musste jeder Spur nachgehen. Er musste seine Dummheit irgendwie wiedergutmachen.

Bei einem gemeinsamen Abendessen mit Freunden hatte er eine Idee gehabt. Sie waren in einem thailändischen Restaurant. Irgendwann kamen sie auf das Thema Wiedergeburt zu sprechen. Obwohl er selbst nicht an die Wiedergeburt glaubte, fand er die Idee amüsant. Er stellte sich vor, wie es wäre, als Stein wiedergeboren zu werden. "Wie könnte man da nur Karma sammeln?", fragte er, und alle lachten. Die Restaurantmitarbeiter schienen ihr Karma verbessern zu wollen. Es begann mit der

Buddha-Statue in der Ecke. Sie war gut versorgt mit Schokoriegeln und einer Schüssel Reis. Einer seiner Freunde sagte: "Ich werde als ich wiedergeboren." Daraufhin meinte ein anderer: "Dann machst du ja alle Fehler nochmal." Alle lachten über diese Vorstellung. In diesem Moment wurde ihm klar, wie er den Dieb finden könnte.

Er meldete sich unter einem neuen Namen an und kontaktierte Coinguru auf die gleiche Weise wie zuvor. Eine Woche später war er auf dem Weg nach Zürich, um sich mit ihm zu treffen. Er bestand darauf, Bargeld zu verwenden, und Coinguru hatte zugestimmt. Sie hatten sich in einem Café in der Altstadt verabredet. Coinguru hatte ihm genau gesagt, wo er sitzen sollte: "der Tisch hinten rechts am Fenster". Er betrat das Café mit spürbarer Nervosität. Den ganzen Tag über hatte er sich unsicher gefühlt, und die Anspannung war in den letzten Stunden noch gestiegen. Doch die wenigen Leute im Café schienen sich nicht für ihn zu interessieren. Er schaute sich um und fand den

freien Tisch, der tatsächlich der beste Platz im Café zu sein schien. Von hier aus konnte er alles im Blick behalten, sowohl drinnen als auch draußen. Er setzte sich und wartete, immer wieder auf die Uhr schauend.

Aber niemand betrat das Café. Stattdessen kam die Bedienung mit seinem Cappuccino und einem Briefumschlag. "Was ist das?", fragte er die Bedienung. Sie zuckte mit den Schultern. "Woher kommt das?", fragte er weiter. Wieder Schulterzucken. Nachdem sie gegangen war, öffnete er den Brief und zog eine merkwürdige schwarze Plastikkarte heraus, auf der in weißen Lettern stand: "Das Schicksal des Menschen ist der Mensch". Am unteren Rand befanden sich drei Buchstaben: "BBB".

"Was soll mir das sagen?", fragte er sich. Diese Webseite, auf der er diese Karte gefunden hatte, war seltsam und leer. Es gab keine Informationen, keine Kontaktmöglichkeiten, nichts. Erst nachdem er den Quellcode der Seite untersucht hatte,

entdeckte er einen versteckten Text: die Adresse Brown-Boveri-Strasse 33.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite befand sich das Gebäude. Er konnte deutlich die Nummer 33 neben dem Eingangsschild erkennen. Statt sofort hinüberzugehen, beobachtete er das Geschehen. Und so stand er dort, 10 Minuten, 15 Minuten, 30 Minuten lang. Nichts geschah. Niemand verließ das unansehnliche Bürogebäude, niemand betrat es. Im Inneren herrschte auch keine Aktivität. Das war äußerst merkwürdig, dachte er. Schließlich war es ein normaler Arbeitstag. "Entweder arbeiten die Schweizer heute nicht, oder dieses Gebäude wird nicht mehr genutzt", überlegte er. Aber er sah, dass neben dem Eingang einige Briefkästen angebracht waren, auf denen Namen standen. "Ich habe lange genug gewartet; es ist Zeit, rüberzugehen", dachte er.

Zuerst inspizierte er die Briefkästen, einen nach dem anderen, beginnend oben links. Aber keiner der Namen sagte ihm etwas. Dann jedoch wurde er

fündig. "Bingo!", rief er aus und schaute sich im gleichen Moment um - immer noch keine Menschenseele. Dann ging er zu den Klingelschildern, um herauszufinden, auf welcher Etage sich dieses mysteriöse BBB befand. Er ging die gesamten Klingelschilder durch, fand aber nichts. "Das kann nicht sein, sie müssen doch auch eine Klingel haben", dachte er und ging die Schilder erneut durch.

Plötzlich hörte er eine Stimme hinter sich. Er drehte sich um. Es waren zwei Männer. Er hatte sie nicht kommen gehört, was ihn ärgerte, denn er hatte sehr vorsichtig sein wollen. "Aber anscheinend nicht vorsichtig genug", dachte er. Wahrscheinlich war er zu sehr mit dem Lesen der Schilder beschäftigt gewesen. Er starrte die Männer an, erwartend, dass sie gleich auf ihn losgehen würden. Verschiedene Szenarien gingen ihm durch den Kopf, und die Angst stieg in ihm auf, seine Arme bekamen Gänsehaut. Die Männer hatten ihre Arme vor der Brust verschränkt und beobachteten ihn. Je länger

er sie ansah, desto weniger bedrohlich wirkten sie. "Vielleicht sind es nur Sicherheitsleute", dachte er. Dann fragte einer von ihnen: "Wer bist du?" Sein Akzent klang osteuropäisch. Er antwortete mit einer Gegenfrage: "Wer seid ihr?" Einer der Männer hob die Augenbrauen, und der andere erhöhte seine Stimme: "Was machst du hier?" Er musste sich etwas einfallen lassen, um Ärger zu vermeiden. "Ich suche eine Firma namens CAD", log er schließlich. Wieder hoben die Augenbrauen. Und wieder antwortete der kleinere der beiden Männer: "Und?". "Ich habe sie nicht gefunden", sagte er. Die Männer begannen in einer für ihn unverständlichen Sprache miteinander zu sprechen. Dann fragte der andere, der größer war und bisher nur seine Augenbrauen bewegt hatte: "Sagt dir BBB etwas?". "Warum wussten diese Typen, wer BBB war?", fragte er sich. Vielleicht konnte er Informationen von ihnen erhalten. "Es gibt einen Briefkasten dort mit BBB drauf", erzählte er ihnen. Beide Männer schauten zum Briefkasten. "Weißt du noch etwas?",

fragte der Kleinere. Er überlegte, was er antworten sollte. "Es scheint eine Briefkastenfirma zu sein", antwortete er. "Was ist das?", wollte der Kleine wissen. "Eine Firma, die nur einen Briefkasten an einer Adresse hat", erklärte er, und fühlte sich dabei ziemlich besserwisserisch, eine Eigenschaft, die er normalerweise bei anderen nicht mochte. "Und ist etwas in dem Briefkasten?", fragte der Kleine weiter. "Ich habe keine Ahnung", antwortete er. Der Mann ging hinüber und öffnete den Briefkasten, um hineinzuschauen. Der größere Mann blieb stehen und beobachtete die Szene. "Nichts drin", berichtete der Mann. "Lass mich mal sehen", sagte der Größere. Die beiden Männer tauschten ihre Positionen, und der Größere untersuchte den Briefkasten gründlicher. Schließlich zog er etwas heraus.

Er beobachtete, wie der Mann ein Stück Papier in der Hand hielt, und beide Männer schauten darauf. Leider konnte er nicht sehen, was auf dem Papier stand, also ging er vorsichtig in ihre Richtung. Beide

Männer sahen zu ihm auf, und er blieb stehen. Dann begannen sie erneut in ihrer Sprache zu sprechen. Einer der Männer hielt immer noch das Papier in der Hand und versuchte, den Text zu lesen. Das war nicht einfach, da der Mann sich ständig bewegte. Aber schließlich gelang es ihm, den Satz zu lesen: "Ich will ein Elefant sein, der im Zirkus Wasser lässt, wenn nicht alles schön ist." Auch am unteren Rand stand "BBB".

"Wieder ein Zitat von Brecht", sagte er laut. Beide Männer hörten auf zu diskutieren. "Wer ist Brecht?", fragte der Kleinere. "Das ist ein Dichter, der auch sozialkritische Zitate wie dieses geschrieben hat", erklärte er. "Schau mal", sagte er und zeigte ihnen die Plastikkarte, die er aus seiner Gesäßtasche gezogen hatte. "Siehst du, er hat die gleiche Karte!" Der Kleinere rief aus: "Woher hast du die?". "Jemand hat sie mir gegeben", antwortete er. "Ihr sucht also auch nach BBB?", fuhr er fort. "Ja", antwortete der Mann, der sich als derjenige entpuppte, der schnell und unüberlegt sprach. "Wurde euch auch Geld

gestohlen?", fragte er die Männer vorsichtig, in der Hoffnung, so auf den Kern ihrer Mission zu stoßen. "Was geht dich das an?", fragte der Größere der beiden Männer.

Zirkuszelt

Von seinem Auto aus konnte er das Geschehen gut beobachten, aber was die Männer miteinander sprachen, konnte Jan leider nicht hören. Er hatte gesehen, wie sie diskutiert hatten und wie dann die Person, die Dmitri sein musste, etwas aus dem Postkasten gefischt hatte. Es sah aus wie ein Stück Papier, aber was auf dem Papier gedruckt war, konnte er von seinem Standort aus nicht erkennen. Selbst der andere Typ, der nur zwei Meter entfernt stand, musste ein paar Schritte nach vorne machen. Seine polizeilichen Instinkte hatten ihm signalisiert, dass die Situation kippen würde. Er hatte sich bereitgehalten, im Falle des Falles dazwischenzugehen. Wie, das wusste er nicht, aber er konnte ja schlecht untätig zusehen.

Aber die Situation eskalierte nicht, im Gegenteil. Alles blieb ruhig. Die Männer, die sich eben noch gegenübergestanden hatten, standen nun in einer Runde und diskutierten über das, was sie im

Postkasten gefunden hatten. Was dann aber passierte, war bemerkenswert. Der unbekannte Dritte zog etwas aus seiner Gesäßtasche und hielt es in die Runde. Dies löste bei Dmitri eine Reaktion aus, die irgendwo zwischen Entsetzen und Freude zu liegen schien. Zu gern hätte er gewusst, was diese Emotionen bei Dmitri ausgelöst hatte. Bei seiner nächsten Beobachtung würde er sich ein Fernglas besorgen, sofern er jemals wieder auf irgendwelche Missionen gehen würde. Diese Reise war das Skurrilste, was er in seinem ganzen Leben je erlebt hatte. Und irgendwie hatte er das Gefühl, dass noch mehr kommen würde. Seitdem er Berlin verlassen hatte, überlegte er, ob er nicht einfach wieder nach Hause fahren sollte – auch jetzt. Er könnte einfach umkehren und vergessen, was er gesehen hatte. Niemand würde je erfahren, dass er hier war. Doch irgendetwas hielt ihn davon ab.

Dann sah er, wie sich Dmitri und sein Kumpane von dem anderen Mann abwendeten. Die beiden Männer gingen die Straße hinunter, wo sie in ein

Auto einstiegen. Sie fuhren an ihm vorbei, und er konnte den Wagen erkennen – ein Kleintransporter, der in Berlin zugelassen war. Dann schaute er noch einmal zu dem anderen Mann hinüber. Der hatte sich nicht von der Stelle bewegt und schaute ebenfalls dem Auto hinterher. Zu gern würde er mehr über diesen Typen erfahren, aber er konnte sich schlecht teilen. "Priorität ist Dmitri", sagte er zu sich laut. Dann startete er seinen Mietwagen und folgte dem Auto. Ihm war bewusst, dass der andere Mann dies eventuell bemerken würde, aber das war ihm erst einmal egal. Schließlich war er ja in einem Mietwagen unterwegs und daher quasi inkognito, abgesehen von seinem deutschen Nummernschild. Er hatte den Kleintransporter wieder so weit eingeholt, dass er sie aus sicherer Entfernung beobachten konnte. "Gerade rechtzeitig", sagte er laut, denn das Auto bog gerade ab. "Zürich?", las er vor. Das war der Name der Destination, die auf dem Schild stand. Die Fahrt dauerte nicht lange. Sie hielten in einer belebten Straße, die von Geschäften

gesäumt war – in zweiter Reihe. "Die denken wohl, sie seien in Berlin", dachte er. Es hatte ihn immer schon geärgert, wie Leute in Berlin Auto fuhren, insbesondere wie und wo sie anhielten – so, als sei Berlin eine gesetzlose Stadt. Er beobachtete, wie die beiden Männer ausstiegen. Sie schienen auf einen Laden zuzugehen, der die Beschriftung "Internet Café" trug. Er suchte sich einen Parkplatz und wartete. Er merkte, wie er dringend auf die Toilette musste, aber auch hier in Zürich schien es keine öffentlichen Toiletten zu geben – zumindest waren keine zu sehen. Er überlegte, was er tun sollte. Wenn er jetzt auf die Suche nach einer Toilette gehen würde, riskierte er, dass die Männer in der Zwischenzeit weiterfahren würden.

Dann kam ihm eine Idee. Er verließ das Auto und näherte sich dem Laden, immer darauf vorbereitet, dass jemand zur Tür hinauskam. Aber zunächst ging er erst einmal daran vorbei und schaute vorsichtig durch die Scheibe. Er sah die beiden Männer an einem Rechner sitzen, mit dem Rücken

zur Scheibe. Leider konnte er nicht erkennen, was sie sich ansahen. Dann ging er zur Tür und betrat das Internet Café. Er ging direkt zum Counter und drehte sich so, dass Dmitri sein Gesicht nicht sehen konnte. Die Frau hinter dem Tresen war mit dem Computer beschäftigt und hatte ihn bisher nicht weiter beachtet. Nun schaute sie aber nach oben, ohne etwas zu sagen. Jan sagte mit leiser, leicht verstellter Stimme: "Eine halbe Stunde Internet, bitte." Die Frau legte einen Zettel auf den Tresen und zeigte mit ihrem Finger auf einen Computer am Ende des Ganges. Er drehte sich nicht in die Richtung, da er Angst hatte, dass man ihn sehen würde. Stattdessen fragte er: "Toilette?" Die Frau, bereits leicht genervt, nutzte wieder ihren Zeigefinger, zeigte aber dieses Mal in die andere Richtung. Ohne weitere Zeit zu verschwenden, ging er in Richtung Toilette. "Die Örtlichkeiten bräuchten genauso eine Auffrischung wie der ganze Laden", dachte er. Während er sein Geschäft erledigte, hörte er Stimmen aus dem anderen Raum. Es schien, als

ob die Männer am Bezahlen waren. "Jetzt aber schnell", dachte er sich, als er die Männer den Laden verlassen hörte. Er nahm sich nicht einmal Zeit zum Händewaschen, sondern rannte aus der Toilette, hin zum Tresen und legte ein paar Euro-Münzen hin, die er in seiner Tasche fand. Er war schon halb aus dem Laden, als er die Frau etwas rufen hörte. "Keine Zeit", rief er in Gedanken zurück. Er sah, wie die Männer losfuhrten. Schnurstracks rannte er zu seinem Mietwagen und nahm die Verfolgung auf.

Die Männer kamen nicht weit; schnell waren sie im Stop-and-Go-Verkehr Zürichs gefangen. Er reihte sich zwei Wagen dahinter ein. Es dauerte eine Stunde, die ihm wie eine Ewigkeit vorkam, bevor das Auto vor ihm zum Stehen kam. Sie hatten auf einem großen offenen Feld geparkt – direkt vor einem Zirkus. "Wollen die jetzt etwa einen Zirkusbesuch machen?", fragte er sich. Allerdings war der Parkplatz leer, was darauf hindeutete, dass keine Show stattfinden würde. Er parkte sein Auto

am anderen Ende des Parkplatzes, stieg aus und folgte den Männern. Diese waren bereits durch das offene Tor gegangen. Er schlich langsam hinüber und fand einen Ort, an dem er reinschauen konnte. Er sah gerade noch, wie die beiden Männer durch die hintere Tür das Zelt verließen.

Plötzlich hörte er eine Stimme direkt hinter sich. Er zuckte zusammen, sein ganzer Körper wurde steif vor Schreck. Er hatte niemanden kommen sehen oder gehört. Da es kein Entkommen gab, drehte er sich vorsichtig um. Ein Mann stand hinter ihm. Da er nicht verstanden hatte, was die Stimme gesagt hatte, fragte er vorsichtig: "Entschuldigung?" "Die nächste Show ist erst am Abend", sagte der Mann, der sich bemühte, Hochdeutsch zu sprechen. "Ah, okay", sagte Jan. "Tut mir leid", fügte er hinzu. Der Mann gab ihm noch eine Karte in die Hand und ging dann. "Mist! Jetzt habe ich die beiden verloren", sagte er zu sich selbst. Er schaute dem Mann noch hinterher, um sicherzustellen, dass er freie Bahn hatte – dabei schaute er kurz auf die Karte. Es war

eine Plastikkarte. Darauf stand: "Der Bankraub ist eine Initiative von Dilettanten. Wahre Profis gründen eine Bank." Am unteren rechten Ende der Karte waren wieder die drei Buchstaben "BBB" gedruckt. Dann hörte er sein Handy klingeln.

Verkehrsfunk

Sie hatte mal wieder nicht genug Schlaf bekommen. Der letzte Gast war um 3 Uhr nach Hause gegangen, und das auch nur, weil sie ihm kein Getränk mehr servieren wollten. Dann mussten sie noch aufräumen und durchwischen, den Kassenabschluss machen und den Laden verriegeln. "Vier Stunden Schlaf waren besser als gar kein Schlaf", dachte sie und öffnete die Bürotür. Die Tür war unverschlossen, also ging sie hinein. Nur Brückner war da, aber er telefonierte bereits wieder. Er schaute in ihre Richtung und nickte als Begrüßung. Sie erwiderte seinen Gruß mit einem Nicken. Heute morgen fehlte ihr die Energie für alles andere, nicht weil sie es nicht wollte, sondern weil alles so schwer war - das Aufstehen war das Schlimmste gewesen. "Vielleicht sollte ich nicht jede Nacht in der Kneipe arbeiten", dachte sie, und das war nicht das erste Mal, dass ihr dieser Gedanke kam.

Plötzlich rief ihr Chef: "Möchten Sie mit Kollegen Klausner sprechen, werte Kollegin?" Sie schüttelte den Kopf und begab sich in die Küche, um sich einen Kaffee zu holen. "Das wäre zu schön gewesen", dachte sie, als sie in der Küche ankam. Natürlich gab es keinen frischen Kaffee, nur den kalten Kaffee vom Vortag. "Wie immer", ärgerte sie sich. "Die Kollegen sind faul und...", dachte sie und fiel dann ein, dass sie das Passwort von Kollegen Klausner benötigte. Unverrichteter Dinge verließ sie die Küche so schnell wie möglich. Leider zu spät, denn ihr Chef hatte bereits aufgelegt. "Haben Sie die Telefonnummer von Klausner?", fragte sie. "Ich dachte, Sie wollten nicht mit ihm sprechen?", erwiderte er. "Mir ist noch etwas eingefallen", antwortete sie. Er reichte ihr sein Handy, und sie hörte das Klingeln. Eine Stimme am anderen Ende sagte: "Hallo." Sie antwortete mit einem "Hallo, hier ist Richter." "Ja?", fragte Klausner. "Wie komme ich an die Tabelle, an der Sie vorgestern gearbeitet haben?", fragte sie. Jan antwortete: "Sie ist auf

einem Rechner." "Ja, aber der ist passwortgeschützt", antwortete sie leicht genervt. "Mann!", dachte sie, denn sie wollte nicht unhöflich klingen. Schließlich wollte sie keinen schlechten Eindruck bei ihren Kollegen hinterlassen. Sie schob die Schlaflosigkeit als Grund vor.

Am anderen Ende schien Jan noch zu überlegen, was er tun sollte. "Oder er hat mich nicht verstanden", dachte sie. Daher versuchte sie es erneut, dieses Mal einfühlsamer und freundlicher. "Es wäre wirklich wichtig für mich, an die Tabelle zu kommen", sagte sie und fügte hinzu: "Könnten Sie mir vielleicht das Passwort geben?" "OK, Kollegin Richter. Geben Sie...", begann er zu sagen, wurde jedoch von einem Geräusch unterbrochen, das wie eine Durchsage oder ähnliches klang. Dann verschwand der Ton. "Sorry, der Fernseher", entschuldigte sich Jan. Sie sagte nichts. Nach einer kurzen Pause sagte er schließlich: "Mein Passwort lautet Berlin123." "Berlin mit großem 'B'?", fragte sie. "Ja, alles zusammen", antwortete er. "OK, danke",

sagte sie in dem freundlichsten Ton, den sie aufbringen konnte. "Wann kommen Sie zurück?", fragte sie, um das Gespräch am Laufen zu halten. Wieder eine kurze Pause. "Ich weiß es noch nicht", antwortete ihr Kollege. Sie signalisierte Brückner mit einer Geste, um herauszufinden, ob Jan zurückkommen würde. "OK, dann hoffentlich bis bald", sagte sie und reichte das Telefon an Brückner weiter, der immer noch neben ihr stand. "Es scheint ihn wirklich erwischt zu haben", bemerkte ihr Chef. "Wen?", fragte sie und ärgerte sich gleichzeitig über die Frage. Wieder einmal reagierte sie zu langsam. Sie versuchte die Situation zu retten, indem sie lächelte und sagte: "... Na klar, Kollege Klausner ist doch nicht so leicht aus der Ruhe zu bringen." Ihr Chef nickte und wandte sich seinem Computer zu. Sie begab sich wieder in die Küche, in erster Linie, um einen Ort zu finden, an dem sie sich in Ruhe über sich selbst ärgern konnte, und in zweiter Linie, um Kaffee zu kochen. Sie ließ das Gespräch mit Klausner Revue passieren. "Dieses Geräusch! Soll

das wirklich der Fernseher gewesen sein?", fragte sie sich. "Es hörte sich eher nach Verkehrsnachrichten im Radio an", dachte sie. Und sie war sich sicher, dass sie "Zürich" gehört hatte.

Zurück an ihrem Schreibtisch probierte sie sofort das Passwort aus. "Berlin123", sagte sie leise. Sie fragte sich, warum solch ein einfaches Passwort überhaupt erlaubt war. Jeder Anfänger könnte es in kürzester Zeit knacken. Sie nahm sich vor, ihn bei Gelegenheit darauf anzusprechen. Aber jetzt wollte sie erst einmal an der Tabelle weiterarbeiten, die noch geöffnet war und sie direkt anblickte. Da Jan nicht da war, beschloss sie, einfach an seinem Rechner weiterzuarbeiten.

Die Versuchung, auf Jans Rechner herumzuschnüffeln, widerstand sie erfolgreich. Aber die Arbeit an der Tabelle wurde immer langweiliger, und die Versuchung immer größer. Ihr Chef war in der Küche und telefonierte. "Die perfekte Gelegenheit", dachte sie. Sie öffnete den Browser und sah sich die Verlaufseinträge an.

"Bingo", sagte sie leise. Da gab es Seitenbesuche, die wenig mit Polizeiarbeit zu tun hatten, darunter Seiten mit den Titeln "Fesseln" und "Domina". Sie wollte gerade eine dieser Seiten öffnen, als sie ihren Chef zurückkommen hörte. Er rief: "Kollegin Richter." "Ja", rief sie zurück und schloss schnell den Browser. "Das LKA hat gerade gemeldet, dass Herr Rubin in der Schweiz ist." "Zufällig in Zürich?", fragte sie.

Weiß wie die Nacht

„Lass uns doch erstmal einen Blick in das Zelt werfen“, hatte Alexej gefordert. Hier hatten sie allerdings nichts Verdächtiges sehen können. Das einzige Auffällige war die stickige Luft und dieser komische Geruch. Es war eine Mischung aus Schweiß und Tierkot - einfach nur widerlich. Daher verharrte er hier auch nicht lange. Er hatte Alexej angedeutet, dass er den Hintereingang nehmen würde. Draußen musste er erstmal durchatmen, bevor er sich umschaute. Es war keine Menschenseele zu sehen und außer dem Zwitschern eines Vogels war es ruhig - verdächtig ruhig.

Eine Frage war, wonach sie hier suchen sollten, und die andere Frage war, wie ungestört sie dabei sein würden. „Sollen wir in die Wagen schauen?“, fragte Alexej. „Keine gute Idee“, erwiderte er. „Da sind

bestimmt die Zirkusleute drin“, fügte er hinzu. Alexej nickte verständnisvoll. „Folge mir!“, forderte er Alexej auf und signalisierte dabei, dass er den Kopf unten halten und leise bleiben sollte. Sie schlichen in gebückter Haltung an den Wagen vorbei, ohne jemandem zu begegnen.

Hinter den Wägen war ein weiteres Zelt. Er schlich rüber und lugte hinein. „Elefanten“, sagte er leise. Die Tiere standen fast regungslos an ihrem Ort. „Schau mal, die Füße sind angekettet“, sagte Alexej. „Wie traurig“, nuschelte Dima. „Was?“, fragte Alexej. „Shhhhhh“, signalisierte Dima und hielt seinen Finger auf den Mund. Er wollte hier keine sinnlose Diskussion haben. Die Tiere schienen sich allerdings wenig um sie zu kümmern, und keine Menschen waren zu vernehmen. Also beschlossen sie, hineinzugehen. Er schlüpfte durch den Schlitz und deutete Alexej an, dasselbe zu tun. Sie schlichen sich langsam durch das Zelt. Er hatte die Hoffnung, etwas zu finden, was ihnen weiterhelfen würde, doch hier war nichts, außer einer Handvoll

Elefanten, ein paar Fresströgen und einem Schrank. Der war jedoch verschlossen - mit einem Vorhängeschloss. Sie rüttelten daran, doch es passierte nichts. Dann sagte plötzlich jemand: „Hello again“ - die Stimme war direkt hinter ihnen. Sie drehten sich um. Dima konnte nicht glauben, wen er da sah. „Du schon wieder!“, sagte er, die Überraschung kaum überhörbar. „Verfolgst du uns?“, fragte Alexej. „Ich glaube eher, dass ihr mich verfolgt“, erwiderte der Typ. „Was suchst du hier?“, fragte Dima. „Wahrscheinlich das Gleiche wie ihr“, erwiderte der Typ.

„Hast du denn schon etwas gefunden hier?“, erkundigte sich Dmitri. „Vielleicht“, erwiderte der Typ und deutete ihnen an, ihm zu folgen. Er zeigte auf den Boden unter den Elefanten, der mit Stroh bedeckt war. „Schaut mal!“, sagte er und schob mit dem Fuß das Stroh beiseite. Zu erkennen war eine auf dem Boden befindliche Linie, die dort jemand anscheinend hingezeichnet hatte. Eine Linie, die aus Linien und Punkten bestand. „Wenn wir die

Linie vom Stroh befreien, können wir vielleicht sehen, wohin sie führt“, meinte der Typ.

Er stand ein paar Sekunden da und dachte über das Gesagte nach. Während er nachdachte, machte sich Alexej bereits ans Werk. Er sah, wie die beiden in jeweils gegensätzliche Richtungen arbeiteten, und entschied sich, erst einmal abzuwarten. „Ein Versuch ist es allemal wert“, dachte er. Und so sah er amüsiert zu, wie sich Alexej unter den Elefanten hindurchduckte, um seiner Arbeit nachzugehen. Die Tiere schienen das Ganze jedoch nicht zu stören. Sie blieben regungslos. Wahrscheinlich lag es daran, dass sie sich sowieso nicht bewegen konnten. Wenige Minuten später hatten sie die Linie aufgedeckt. Man konnte ihren Verlauf wunderbar erkennen. Der Mann, dessen Namen sie nicht kannten, ging rüber zu dem Ende, an dem Alexej gearbeitet hatte. Dann ging er wieder zurück zu seinem Ende und rief aus: „Kommt doch mal her“. Er zeigte auf den Boden, aber es war nichts zu sehen. „Was soll da sein?“, fragte Alexej. „Ein

fehlender Punkt“, sagte der Typ. Dann ging er fort und kam nach einer Minute mit einer Mistgabel zurück. „Hohohoho“, rief Dmitri leicht besorgt und ging ein paar Schritte zurück. Alexej wiederum schien keine Angst zu haben; er war immer schon der Fels in der Brandung gewesen, der sich allem in den Weg stellte. Der Typ begann damit, an der zuvor gezeigten Stelle zu buddeln. Das ging mit der Mistgabel nicht so gut, wie sich relativ schnell herausstellte. Er ging noch einmal gucken, ob es im Elefantenzelt nicht noch andere Werkzeuge gab. Aber hier war nichts weiter, außer dem verschlossenen Schrank.

Aber anscheinend waren keine schwereren Gerätschaften notwendig. Er sah, wie der Typ an einer Lasche zog und sich eine Klappe öffnete. Alexej langte hinein und holte etwas heraus. „Wieder so eine scheiß Karte“, schimpfte Alexej. Er hielt die Karte in die Höhe und las vor: „achtzehn achtundneunzig“. „Das ist doch das Geburtsjahr von Brecht“, sagte der Typ. „Und es sind vier Zahlen“,

sagte Dima. „Kommt mal mit“, sagte der Typ und führte sie rüber zum Metallschrank. Dort drehte er an der Zahlenkombination des Vorhängeschlosses, bis dort 1898 stand. Doch das Schloss machte keine Regungen. Alexej rüttelte noch einmal daran, aber nichts passierte. „Vielleicht probieren wir den Code anders herum“, schlug der Typ vor. Aber auch das funktionierte nicht. „Wann hatte denn der ‘Brächt’ Geburtstag?“, erkundigte sich Alexej. „Am 09. Februar!“, antwortete der unbekannte Typ, der anscheinend sehr gut vorbereitet war. Alexej übernahm das Schloss und begann zu drehen. Dann hörte man das Geräusch, das wie das Aufschnappen eines Schlosses klang. Er klopfte Alexej anerkennend auf die Schulter, als der die Türen des Schrankes öffnete. Dann schaute er gemeinsam mit Alexej in den Schrank hinein. Mit einem Auge versuchte er, den Unbekannten im Auge zu behalten, der circa einen Meter versetzt hinter ihnen stand.

Im Schrank war wieder einmal eine Plastikkarte. Er nahm die Karte an sich. Aber darauf war nichts gedruckt - gar nichts. Sie war weiß - hinten und vorn. Plötzlich hörten sie Stimmen, was alle in Alarmbereitschaft versetzte. Sie mussten hier raus. Alexej deutete auf die Plane, die ihnen am nächsten war - und entgegengesetzt der Richtung, aus der die Stimmen zu kommen schienen. Und so tauchten sie unter der Plane hindurch. Auf dem Zirkusgelände war plötzlich richtig was los. Da, wo eben niemand gewesen war, liefen jetzt Leute hin und her. „Wie sollen wir jetzt hier unentdeckt rauskommen?“, fragte er sich. Doch während er das dachte, ertönte bereits eine Stimme neben ihnen. Es war eine Frauenstimme, die sagte: „Kann ich Ihnen helfen?“. „Ssssorry, wir suchen ...“, begann Dima zu sagen, wurde jedoch von der Frau unterbrochen. Sie entgegnete: „Die Show beginnt erst um 18 Uhr“. „OK“, antwortete Alexej. Dima checkte währenddessen die Umgebung - von dem Unbekannten gab es keine Spur. Er ertastete noch

einmal die Innentaschen seiner Jeans und war erleichtert, als er die Karte fand. Dima deutete Alexej an, sich in Bewegung zu setzen.

Am Auto angekommen, diskutierten sie, was sie nun machen sollten. „Jemand will uns an der Nase herumführen“, argumentierte Alexej. „Vielleicht der Typ selbst“, führte er fort. „Das ist eine interessante Theorie“, erklärte Dima. „Ja, er kennt die Rätsel doch alle“, schlug Alexej vor. „Ich würde gerne wissen, was hinter BBB steckt“, sagte Dima, der nicht auf Alexej's Dummheit eingehen wollte. „Vielleicht weiß der komische Typ ja mehr, als er sagt“, versuchte es Alexej erneut. Es war in der Tat sehr verdächtig, aber es macht keinen Sinn, dass er ins Geschehen eintritt und die Rätsel verrät. „Wenn wir BBB finden wollen, dann brauchen wir den Typen aber wohl“, sagte Dima. „Wo ist er eigentlich abgeblieben?“, fragte Alexej. Dima zuckte mit den Achseln. „Lass uns die Show anschauen“, sagte er dann und fügte hinzu: „Vielleicht entdecken wir ja noch etwas“. Alexej nickte.

„Zwei Tickets bitte“, sagte Alexej zu der Kassiererin, die sie freundlich anlächelte. „20 Franken bitte“, sagte sie. Sie bezahlten und bekamen zwei Abrisskarten, die er in die Hosentasche steckte, ohne einen Blick darauf zu werfen. Sie waren früh dran. Außer ein paar Familien war kaum jemand im Zelt, daher hatten sie die freie Platzwahl. Sie nahmen in der hintersten Reihe Platz, von wo aus sie das Geschehen bestens überblicken konnten. Er beobachtete genau, welche Leute im Zelt waren und welche es betraten. So zum Beispiel einer, der einen schwarzen Anzug, ein weißes Hemd und eine rote Krawatte trug. „Schau dir mal den Typen an“, flüsterte er Alexej zu. „Wie ein Banker“, erwiderte Alexej. Doch als hinter dem Mann eine Frau und ein Kind auftauchten, widmete er seine Aufmerksamkeit wieder den nächsten Gesichtern. Das Zelt füllte sich dann doch recht schnell. Die Show begann mit der Ansage eines Mannes, der als Clown verkleidet war. Egal, was der Clown machte oder sagte, die Kinder lachten. Dima rollte mit den

Augen. Er schaute zu Alexej rüber und stellte fest, dass der anscheinend seinen Spaß hatte. „Muss ich wohl selbst die Arbeit machen“, sprach er zu sich selbst. Er schaute sich weiter um und versuchte zu erkennen, ob jemand im Publikum etwas Verdächtiges tat. Dann wurden die Elefanten angekündigt, und sein Fokus wanderte wieder Richtung Manege. Doch schnell wurde er abgelenkt von dem Rascheln neben ihm. Jemand hatte den freien Sitz für sich besetzt. Er schaute kurz rüber und konnte nicht fassen, wen er da sah. Die Gefühle, die das in ihm auslöste, waren eine Mischung aus Wut, Erleichterung und Bewunderung. „Wo kommst du schon wieder her?“, erkundigte er sich bei dem Unbekannten. „Zeig mir mal die Karte“, forderte er ihn auf. „Was willst du damit?“, fragte Dima. „Etwas ausprobieren“, antwortete der Typ und streckte seine Hand aus. Er überlegte kurz und entschied sich, ihm die Karte zu geben. Dann beobachtete er, wie der Typ die Karte in das Licht unter der Sitzbank hielt. „Schau mal“,

sagte er zu Dima und deutete auf die Karte. Wie von Geisterhand war auf der Karte eine Schrift zu erkennen. Darauf stand:

„Seestrasse 395, 8038 Zürich“

Am unteren rechten Ende der Karte stand wieder „BBB“. „Wie hast du das hinbekommen?“, erkundigte er sich bei dem Fremden. Er zeigte auf seine Abrisskarte. Darauf stand:

„Denn die einen sind im Dunkeln und die anderen sind im Licht. Und man sieht nur die im Lichte, die im Dunkeln sieht man nicht.“

Die rote Fabrik

Es war bereits dunkel, aber das große, rote Fabrikgelände auf der anderen Straßenseite war dennoch gut zu sehen, da es gut beleuchtet war. Es schien jedoch, dass hier keine Produktion mehr stattfand. Zwischen den beiden Fabrikgebäuden befand sich eine Einfahrt, aber die Tore waren beseitigt worden, und Leute gingen ein und aus.

Er schaute noch einmal auf die Hausnummer und stellte fest, dass sie tatsächlich richtig war. "Die Farbe passt gut zu einem Kommunisten", bemerkte der Mann namens Walter, der sich zuvor im Auto vorgestellt hatte. "Mit Seeblick!", fügte der andere Mann namens Peter hinzu, der sich als Peter bezeichnete. Er war sich sicher, dass die beiden Männer ihm nicht ihre richtigen Namen gegeben hatten, und er misstraute ihnen genauso wie sie

ihm misstrauten. "Warum sollten sie auch?", fragte er sich. "Ich traue ihnen ja auch nicht", dachte er und stellte sich als Thomas vor.

Er hatte keine Ahnung, was ihn erwarten würde, aber zusätzliche Unterstützung schien eher von Vorteil zu sein. Offensichtlich hatten auch die beiden Männer das erkannt. Sie warteten, bis die Ampel auf Grün schaltete, und überquerten dann den gut beleuchteten Fußgängerüberweg, um das Werksgelände zu betreten. "Einige Designer scheinen hier am Werk gewesen zu sein", dachte er, als er das Innere des Geländes betrat. Die Wände waren mit Graffiti verziert, und zwischen den Gebäuden rankte Efeu. Überall standen hohe Pflanzen, die das Gesamtbild positiv beeinflussten. Einige Türen zu den Gebäuden waren geöffnet, andere verschlossen. "Worauf sollen wir achten?",

fragte Peter. "Gute Frage", sagte Walter und sah in seine Richtung, als ob er nach Antworten suchte.

Ehrlich gesagt hatte er auch keine Ahnung. Außer der Adresse gab es auf der Karte keine weiteren Hinweise. "Lassen Sie uns zunächst das gesamte Gelände durchsuchen", schlug er vor, "und uns dann in dreißig Minuten hier wieder treffen, um unsere Beobachtungen auszutauschen." Die beiden Männer nickten zustimmend. "Wie wäre es, wenn wir uns aufteilen?", schlug Walter vor. "Ich werde das linke Gebäude durchsuchen", bot er an. "Dann gehen wir ins rechte", schlug Peter vor, und er stimmte zu.

Er umrundete das linke Gebäude, und die Männer folgten seinem Beispiel. Doch auf der Rückseite stießen sie auf einen hohen Zaun, der ihnen den Blick auf das Gelände dahinter verwehrte. Er beschloss, zunächst das Innere zu erkunden. Er

betrat das Gebäude durch eine weit geöffnete Tür und befand sich sofort im Treppenhaus. Die Wände waren genauso mit Graffiti bedeckt wie die Außenwände. Auf der ersten Etage gab es zwei Türen, beide standen offen. Er sah in den ersten Raum hinein, wo Menschen lautlos auf Bilder an der Wand starrten. Er betrachtete die Bilder kurz, konnte jedoch auf die Schnelle nichts Verdächtiges erkennen. Der nächste Raum im nächsten Stockwerk sah ähnlich aus, mit dem Unterschied, dass hier Skulpturen standen.

Die Türen zu den oberen Stockwerken waren verschlossen, aber er erreichte schließlich die oberste Etage. Er bemerkte eine Tür ohne Türklinke, was ihm seltsam vorkam. Die andere Tür sah gewöhnlich aus, aber er vermutete, dass sie verschlossen war. Er drehte vorsichtig die Türklinke der verschlossenen Tür. Überraschenderweise

öffnete sich die Tür. Er trat hinein und rief "Hallo", erhielt jedoch keine Antwort. Der Raum war schwach beleuchtet, mit nur kleinen roten Lichtern in den Ecken, die eine angenehme, warme Atmosphäre schufen. Außer einem einzigen schwarzen Bild mit weißen Buchstaben gab es nichts im Raum. Auf dem Bild stand: "Erst kommt das Fressen, dann die Moral", ein Zitat von Bertolt Brecht. "Ist das Zufall oder möchte mir jemand etwas mitteilen?", fragte er sich. Er verweilte einen Moment vor dem Bild und grübelte über die Bedeutung nach. Dann sah er auf die Uhr und bemerkte, dass er seit drei Minuten zurück sein sollte. Er eilte die Treppen hinunter, aber von den beiden Männern war keine Spur zu sehen. "Wo sind sie?", fragte er sich besorgt und wartete einige Minuten vergeblich.

Schließlich beschloss er, sie im anderen Gebäude zu suchen und ging durch dieselbe Tür, durch die die Männer gegangen waren. Er hörte Stimmen aus dem zweiten Stock und stieg die Treppe hinauf. Der Treppenaufgang sah genauso aus wie im anderen Gebäude. Je näher er kam, desto besser konnte er die Stimmen identifizieren. "Sie sind wieder am Diskutieren", dachte er. Er machte sich bemerkbar, und die beiden hörten abrupt auf zu sprechen. "Habt ihr etwas gefunden?", fragte er. "Es kommt darauf an", antwortete Walter und zeigte auf das Bild vor ihnen. Sofort verstand er, warum es Diskussionen gegeben hatte. An der Wand hing eine Abbildung des gleichen Bildes wie in seinem Raum, aber hier stand etwas anderes geschrieben: "Einige Schriftsteller haben den Bibelvers 'Am Anfang war das Wort' mit Stolz zitiert. Wichtiger scheint mir von allen Worten - das letzte Wort."

Irgendwie kam ihm dieser Satz bekannt vor, als hätte er ihn kürzlich irgendwo gesehen. "Genau", sagte er laut. Die beiden Männer sahen ihn überrascht an. "Kommt mit", forderte er sie auf. Eine Minute später standen sie wieder an der frischen Luft. Dann zeigte er den beiden Männern, dass sie ihm in das Gebäude auf der anderen Seite folgen sollten. Gerade als er durch die Tür gehen wollte, kam ein Mann heraus, der sein Gesicht unter einem weit heruntergezogenen Hoodie verbarg. Der Mann schien es eilig zu haben und bewegte sich fast wie auf der Flucht. Er beobachtete ihn, hoffte, etwas zu erkennen, aber Peter äußerte seine Ungeduld. Er führte sie den Treppenaufgang hinauf. "Schaut euch die Graffitis an der Wand an", sagte er. Peter zeigte wenig Interesse, aber Walter nickte anerkennend. "Hier", sagte er und zeigte auf das Wort, das in das Graffiti integriert war. Es lautete

"Einige". Nun wandte sich auch Peter dem Graffiti zu. "Lasst uns die Wörter des Zitats finden", schlug er vor. "Hier ist das nächste", rief Peter. "Es war eine einfache Übung, wenn selbst Peter es schafft", dachte er. Gemeinsam arbeiteten sie sich in das oberste Stockwerk vor. Das letzte Wort des Zitats befand sich auf der Tür und lautete "Wort". Die Tür hatte keine Türklinke und kein Schloss. Er klopfte. "Ho ho ho", sagte Walter und fügte hinzu: "Das klingt nach einer Stahltür." Aber es passierte nichts. Er war ratlos. Dann bemerkte er, wie Peter seinen Ausweis herauszog und versuchte, ihn durch den Schlitz zwischen Tür und Rahmen zu schieben. "Es scheint, als hätte der Typ Erfahrung darin, Türen zu öffnen", dachte er. Peter schüttelte den Kopf, um zu signalisieren, dass es nicht funktionierte.

Die Männer suchten den Raum ab und stießen auf einen Schlitz in der Wand, den sie zuvor nicht

bemerkt hatten. Es sah aus wie der Schlitz, den sie benutzt hatten, um die Tür zu öffnen. "Versuch doch noch einmal, die Karte dort einzustecken", schlug er vor. Peter folgte den Anweisungen und sie hörten ein Geräusch, als ob Bolzen zurückgezogen würden. Dann sahen sie, wie sich die Tür langsam öffnete. Alle schauten einander an und warteten darauf, dass jemand den ersten Schritt tat.

Er betrat den Raum als Erster und fand ihn dunkel vor. Er tastete sich vorsichtig vor, um den Lichtschalter zu finden, und schaltete das Licht ein. Es erhellte den Raum ausreichend, aber es dauerte einen Moment, bis sich seine Augen an die Helligkeit gewöhnt hatten. "Sind das nur Schränke hier?", fragte Peter. "Scheint so", antwortete Walter. Aber es waren keine gewöhnlichen Schränke; sie sahen aus wie Schließfächer. Sie befanden sich in einem Tresorraum. "Was mag sich wohl in den

Fächern befinden?", fragte Peter. "Gute Frage", antwortete Walter und versuchte, eines der Schließfächer zu öffnen. "Wie können wir sie öffnen?", fragte Peter und begann, an einem der Schließfächer zu rütteln, ohne Erfolg.

Die Männer durchsuchten den Raum gründlich, als wären sie ein eingespieltes Team. "Was ist das für ein Schlitz hier?", fragte Walter und zeigte auf etwas, das er in einer der Schubladen gefunden hatte. Er ging näher hin und entdeckte denselben Schlitz, den sie verwendet hatten, um die Tür zu öffnen. "Steck doch die Karte noch einmal dort rein", schlug er vor. Peter befolgte die Anweisungen, aber diesmal geschah nichts. "Warte mal", sagte Peter und durchsuchte seine Tasche. Er zog eine andere Karte heraus und steckte sie in den Schlitz. Sie hörten ein "Klick" aus der Ferne. Eines der Schließfächer musste geöffnet worden sein, aber

welches, war nicht sofort ersichtlich. Sie sahen sich im Raum um. "Dort", rief Walter und ging zu einem der Schließfächer. Er öffnete es und fand ein Blatt Papier darin. Die Männer versammelten sich um Walter. Auf dem Blatt stand: "Die Unwissenden fangen an, ihre Lage zu erkennen."

Sie starrten ratlos auf das Papier und dann ertönte eine Stimme. "Polizei!" rief die Stimme. Alle drehten sich um und sahen einen Mann mit einer Waffe auf sie gerichtet. "Hände hoch", befahl der Mann, und sie gehorchten. Peter rief aus: "Du bist ein Bulle!" Er konnte das Erstaunen in Walters Gesicht sehen.

Ansage

"Was macht ihr hier?", fragte er die Männer, die weiterhin ihre Hände in der Luft hatten. "Nichts", sagte der Mann, den er für Dmitri hielt. "Du weißt, dass du hier gar keine Vollstreckungsrechte hast", sagte der andere Russe. Zumindest glaubte er, dass es Russen waren. Bei der dritten Person war er sich nicht sicher, aber er hatte wenig Slawisches an sich. "Und wahrscheinlich weiß niemand, dass du hier bist", sagte der Russe weiter. Damit hatte er nicht gerechnet. Er überlegte kurz, was er darauf antworten sollte. Die Männer schienen dieses Nachdenken für sich zu deuten, denn die Hände sanken langsam nach unten.

Er musste handeln. „Ich habe die lokalen Behörden verständigt. Die sollten hier jederzeit eintreffen“, sagte er - so schnell er konnte. „Ach ja?“, fragte derselbe Russe, der ihn bisher auch mit Fragen

gelöchert hatte. "Was haben wir denn verbrochen?", erkundigte sich der, den er für Dimitri hielt. „Ihr werdet verdächtigt, Igor Prozorow ermordet zu haben“, entgegnete er. "Wer?", fragte der unbekannte Dritte. Doch die Russen wussten sehr gut, von wem er sprach. „Wo sind die Beweise?“, erkundigte sich der Russe, dessen Namen er nicht kannte.

Doch noch bevor er antworten konnte, ertönte eine blecherne Stimme - so wie aus einem Lautsprecher. Er schaute in Richtung der Männer, die ebenso verwundert waren und sich in alle Richtungen umsahen. Anscheinend waren sie genauso auf der Suche nach der Quelle. Die Stimme sagte: "Schön, dass wir jetzt komplett sind". Er schaute wieder rüber zu den Männern, die immer noch verwundert schauten. "Ihr habt Mut und Ausdauer bewiesen", sagte die Stimme. Keiner antwortete etwas. "Die Bruderschaft von Bertholt Brecht möchte euch herzlich begrüßen", sagte die Stimme weiter. "BBB", sagte Dima laut. Der andere Russe

nickte. "Ihr seid auf der Suche nach eurem Geld", sagte die Stimme. Die beiden Russen nickten. "Sollt ihr wieder bekommen. Und nicht nur das! Ihr bekommt das Vierfache", sagte die Stimme weiter. "Ist dies ein Witz?", fragte er laut genug, dass es alle hörten. Die drei Männer standen immer noch an der gleichen Stelle; nur hatten sie ihre Hände runter genommen. Sie schienen seine Frage gut zu finden, denn sie nickten anerkennend. Er hatte aber auch seine Waffe sinken lassen, was er gerade erst bemerkte. "Es hatte eh keinen Sinn", dachte er und war froh, dass die Stimme die Männer beschäftigt hielt. "Igor hatte dieselbe Frage", sagte die Stimme. Er war genauso verwundert wie die Russen, zu denen er rüber schaute. "Was ist mit Igor?", fragte der Russe, dessen Namen er nicht kannte. Dann hörten sie das Klingeln eines Telefons. Der, den er für Dimitri hielt, kramte in seiner Hosentasche und zog ein Handy heraus. Der Mann starrte auf das Handy. Jan sah die Verwunderung in den Augen des Mannes. Der Mann nahm ab und rief etwas ins

Telefon, was wie "Igor" klang; doch anscheinend hatte die Person am anderen Ende bereits wieder aufgelegt. Die beiden Russen im Raum begannen wieder zu diskutieren. Aber bis auf den Namen Igor verstand er nichts von dem, was sie sagten. Nachdem sich die beiden etwas beruhigt hatten, fragte er sie direkt: "Igor? Der Igor Prozorow?".

"Richtig", ertönte eine Stimme aus dem Lautsprecher. „Er war wohl in komplizierte Angelegenheiten verstrickt“, fuhr die Stimme im Lautsprecher fort. Diese Russen diskutierten wieder. Dann fragte einer der Russen: "Habt ihr ihn umgebracht?". "Aber nein, doch", sagte die Stimme. "Wie nehmen Geld, aber nehmen kein Leben", kam es aus dem Lautsprecher. "Was wollt ihr von uns", fragte der unbekannte Russe. „Eure Loyalität“, sagte die Stimme und fuhr fort. Die beiden Russen diskutierten wieder. „Wei“, sagte die Lautsprecherstimme. Der andere Mann, der bisher ruhig geblieben war, schien gerade aufgewacht zu sein. „Bitte scanne doch mal den QR-Code auf dem

Blatt Papier“, beauftragte ihn die Stimme. Er beobachtete, wie der Mann in seiner Hosentasche herumfummelte. „Ein neumodisches Smartphone“, dachte er - als der Mann einen Klumpen aus der Hosentasche herausfischte. Der Mann machte etwas auf dem Smartphone und hielt es über das Papier, das er in der Hand hielt. Auf seinem Display schien etwas zu passieren. Er schaute mit großen Augen darauf. „Was siehst du?“, fragte die Stimme. Der Mann antwortete: „Da sind einige Bitcoins auf der Adresse“, sagte der Mann. „Genau“, sagte die Stimme via Lautsprecher. „Die haben einen Wert von hunderttausend Euro. Jeder von euch soll diesen Betrag als Startguthaben erhalten“, führte die Stimme fort. Die Russen begannen wieder zu diskutieren.

Jan nutzte die Zeit, um so viel wie möglich über das Ganze herauszufinden. „Was bedeutet denn Loyalität?“, fragte er. „Wir geben jedem von euch eine Aufgabe. Ihr müsst diese bloß erledigen und erhaltet dafür eine Belohnung. Gezahlt wird in

Bitcoin“, sagte die Stimme weiter. „Beinhalten die Aufträge auch Morde?“, fragte Jan weiter. „Wir stehlen, aber wir morden nicht“, sagte die Stimme. „Aber Diebstahl ist auch ein Vergehen“, sagte Jan. Ein kurzes „Ja“ kam aus dem Lautsprecher. „Aber wir nehmen nur von Leuten, die es verkraften können“, erklärte die Stimme.

„Ich bin dabei“, sagte der unbekannte Mann, der anscheinend auf den Namen „Wei“ hörte. „Komischer Name“, dachte er. Die Russen hielten kurz inne und setzten dann ihre Diskussion fort.

Er war hin- und hergerissen. „Hat er der Bundesrepublik nicht einen Schwur geleistet? Hatte er nicht immer alles gegeben, um für Recht und Ordnung zu sorgen? War es nicht seine Aufgabe, mögliches Unrecht zu bekämpfen?“, fragte er sich. „Aber würde ein Mitmachen ihm nicht auch die Möglichkeit geben, ultimative Einblicke zu bekommen?“, dachte er. Dann nahm er seinen Mut zusammen und rief aus: „Ich will fünfhunderttausend Euro in Bitcoin“.

Opernhaus

Dima und Alexej lauerten vor der Bank, entschlossen, den Mann zu stellen, der ihnen zuvor das Geld abgenommen hatte. Es vergingen mehrere Tage, an denen Leute die Filiale betraten. Morgens waren es die Angestellten, danach die Kunden, und am Ende wieder die Angestellten. Doch kein Zeichen von ihrem Mann. "Wir können ja schlecht den einen Moment erwischt haben, wo der Typ hier gerade arbeitete", sagte Alexej. "Glaube ich auch nicht", sagte Dima. "Vielleicht hat er Urlaub", warf Alexej ein. "Oder er versucht es in einer anderen Filiale", schlug Dima vor. "Aber wir können ja schlecht alle Filialen der Schweiz überwachen", sagte Alexej. "Oder hier den ganzen Monat warten", ergänzte er. "Da hast du Recht", entgegnete Dima. Es kehrte wieder Ruhe ein, und sie gingen dem nach, was sie für die letzten Tage getan hatten.

Dima war sich bewusst, dass sie dies nicht noch länger machen konnten. Er überlegte.

"Schau mal", rief Alexej irgendwann. Er zeigte auf einen Mann, der aus dem Hintereingang kam. Der Mann hatte seine Kapuze runtergezogen. "Wer soll das sein?", fragte er. "Keine Ahnung", erwiderte Alexej. "Aber sieht verdächtig aus." "Ok. Dann lass mal gucken, wohin der uns führt", sagte Dima. "Du willst ihm folgen?", fragte Alexej.

Der Mann ging die Straße auf dem Bürgersteig entlang, die Kapuze hatte er mittlerweile hochgezogen. Leider konnten sie von hinten nicht erkennen, ob es sich um den Mann handelte. Sie folgten ihm - im Auto. Das war gar nicht so einfach, denn sie konnten ja nur Schrittgeschwindigkeit fahren. "Das ist ganz schön auffällig", stellte Dima fest. "Und schwierig", entgegnete Alexej. "Lass uns zu Fuß weitergehen", schlug er vor. Sie parkten ihr Auto und nahmen die Verfolgung zu Fuß auf. Sie versuchten, ihm zu folgen, obwohl es ihnen gar nicht einfach fiel. Der Mann hatte einen zackigen

Schritt drauf, was man im Auto sitzend gar nicht so wahrnahm.

Irgendwann tauchte vor ihnen das Blau des Zürichsees auf. Doch bevor sie das Ufer erreichten, verschwand der Mann durch die Hintertür eines weißen Gebäudes. "Sieht aus wie eine Oper", sagte Alexej. "Es ist das Opernhaus", sagte Dima. "Schau mal, was dort morgen läuft", fuhr er fort und zeigte auf das Plakat. "Dreigroschenoper", las Alexej vor. "Und du wirst nicht glauben, von wem das Stück ist", sagte Dima. Alexej schaute ihn fragend an. "Bertolt Brecht", sagte Dima schließlich.

"Pass auf, wenn der wieder rauskommt", warnte Alexej. "Du hast Recht!", sagte Dima. "Wir können nicht direkt hier stehen bleiben." Alexej nickte und zeigte auf eine Sitzbank auf dem Platz. Von hier aus konnten sie alles gut überblicken. Doch nach einer Stunde, die sich wie eine Ewigkeit anfühlte, wurde Alexej unruhig. "Soll ich mal reingehen?", schlug er vor. "Zu gefährlich", antwortete Dima. "Aber was ist,

wenn der Typ längst durch einen anderen Ausgang raus ist?", fragte Alexej. Dima überlegte.

"OK", sagte er schließlich. Sie gingen wieder zur Tür, durch die der Typ gegangen war. Dima versuchte vorsichtig, die Türklinke zu betätigen. Er war sich ziemlich sicher, dass sie verschlossen sein musste. Zu seiner Überraschung bewegte sich die Tür jedoch. Er schob die Tür vorsichtig auf, und sie betraten das Gebäude. Drinnen war alles ruhig.

Er pirschte sich langsam durch die Lobby. Alexej folgte ihm. Vor den Treppen machte er halt. Er war erstaunt, wie intensiv die rote Farbe der Stufenmatten war. "Als hätte sie jemand frisch bemalt", dachte er. Er horchte wieder und nahm dabei seine Hand ans Ohr, um Alexej zu signalisieren, was er tat. Er glaubte, etwas zu hören - aber sicher konnte er sich nicht sein. Wenn, dann kam es von unten. Somit zeigte er Alexej an, dass sie nach unten gehen würden. Im Keller angekommen, wurden die Geräusche klarer. Es war eine Stimme. Er konnte jedoch nicht verstehen, was

sie sagte oder in welcher Sprache gesprochen wurde.

Sie bogen links ab und schritten langsam den Gang hinunter, in die Richtung, aus der die Stimme kam. Und die Stimme wurde immer deutlicher, je weiter sie den Gang hinuntergingen. Am Ende des Ganges war sie dann deutlich zu hören - es war die Stimme eines Mannes. Aber ob es sich um die Stimme ihres Mannes handelte, das war nicht eindeutig. Aber was er sagte, das konnten sie nicht verstehen. Er schien jedoch allein in dem Raum zu sein, denn andere Stimmen waren nicht zu hören. "Er telefoniert, oder?", fragte Alexej in einem flüsternden Ton. Dima nickte. Wahrscheinlich ist das der Fall, dachte er sich. Er überlegte, was sie tun sollten. Es gab zwei Möglichkeiten: reingehen oder warten, bis er rauskam. Er entschied sich für die erste Option. Schließlich saß der Typ in der Falle. "Wir gehen rein", flüsterte er Alexej zu. Der nickte.

Er zählte mit den Fingern hoch: 1, 2, 3. Er betätigte die Türklinke, ging jedoch davon aus, dass die Tür nicht aufgehen würde. Aber zu seiner Überraschung bewegten sich die Scharniere - und machten auch noch einen quietschenden Sound. Sie blickten auf einen Mann. Es war jedoch nicht der Mann, den sie erwartet hatten. Er sah die Verwunderung in den Augen des Mannes. "Wer seid ihr?", fragte der Mann. "Was macht ihr hier?", fragte Alexej. "Arbeiten", antwortete der Mann. "Was arbeitest du?", fragte Dima. "Wer seid ihr?", fragte der Mann erneut. "Wir suchen einen Mann", sagte Alexej. "Hier bin nur ich", antwortete der Mann. "Ist das nicht der Tresorraum?", fragte Dima und zeigte auf den Bildschirm. "Du bist also die Stimme", sagte Alexej. "Welche Stimme?", fragte der Mann.

"Mit wem hast du gerade gesprochen?", fragte Dima. "Mit niemandem", antwortete der Mann. "Du bist die Stimme!", rief Alexej aus. Der Mann setzte zur Flucht an, wurde aber von Alexej festgehalten.

Alexej drehte den Arm des Mannes so, dass er dessen Arm gegen dessen Rücken drückte.

"So, Kollege!", begann Dima. "Jetzt erzählst du uns, wie wir an unser Geld kommen", verlangte er. Der Mann sagte nichts. Nach einer Minute Schweigen fragte Dima erneut. Der Mann ließ wieder eine Minute vergehen. Alexej verpasste ihm eine Ohrfeige. Der Mann reagierte nicht. Alexej verpasste ihm erneut eine Ohrfeige. Dann sagte der Mann: "Ich habe euch doch erzählt, dass das Geld in Bitcoin umgewandelt wurde." "Dann wandel es wieder um", verlangte Dima. "Das geht nicht so einfach, wie ihr euch das vorstellt", antwortete der Mann. "Ihr habt es doch auch einfach umgewandelt", sagte Alexej. "Aber zurück geht nicht so einfach", sagte der Mann. "Kein Automat der Welt gibt euch so viele Euros auf einmal", fügte er hinzu.

Dima überlegte. "Gut, dann nehmen wir die Bitcoin", sagte er schließlich. "Ihr habt doch die Kontonummer", sagte der Mann. "Ach ja?", fragte

Alexej und kramte den Zettel hervor, den sie im Tresorraum gefunden hatten. "Ja, genau - die", sagte der Mann. "Und wie kommen wir jetzt da dran?", fragte Dima. "Eure Sache", antwortete der Mann. Dima überlegte. Dann ging er zum Schreibtisch rüber. Alexej hielt den Mann immer noch im Hammerlock fest. Dima nahm den Hörer auf und wählte eine Telefonnummer. Am anderen Ende nahm Oleg direkt ab. Er erklärte ihm, was passiert war, und fragte, was sie machen sollten. Oleg bot an, das Geld auf sein Bitcoin-Konto zu transferieren. "Klingt gut", sagte Dima. Oleg erklärte ihm, dass er nach dem privaten Schlüssel fragen solle.

"Ich brauche den privaten Schlüssel", sagte er zu dem Mann, der von Alexej festgehalten wurde. Der Mann sagte nichts. Dima versuchte es erneut. "Privater Schlüssel!", sagte er ungeduldig. "Ok, ok", sagte der Mann. "Ich muss dafür an meinen Rechner." Dima nickte. Alexej schob den Mann langsam nach vorn, ohne ihn aus dem Hammerlock

zu lassen. Der Mann jammerte und meinte: "Ich brauche beide Hände, um nachzuschauen." "Mach keinen Scheiß!", warnte ihn Dima.

Sie hatten die Bitcoins erfolgreich transferiert und waren mit dem Gefühl, endlich Gerechtigkeit erfahren zu haben, aus Zürich in Richtung Deutschland abgereist. Nur eine Stunde später erreichten sie die Grenze. Es gab nur 4 Autos vor ihnen, und nur ein Beamter war da. Er winkte die ersten beiden Autos durch, ohne einen Blick auf die Autos zu werfen. Er hatte nichts an Bord, was den Grenzer interessieren könnte. Trotzdem war er angespannt. Alle 4 Autos wurden durchgewunken; nun waren sie dran. Doch der Grenzer hielt seine Kelle raus, um ihnen anzuzeigen, dass sie warten sollten. Dimas Anspannung erreichte Höchststände. Er atmete tief durch und kurbelte die Scheibe runter. "Können Sie bitte dort reinfahren?", verlangte der Mann.

Aus dem Nichts tauchten vier Polizisten auf. "Sie werden festgenommen", sagte einer der Polizisten.

"Sie werden verdächtigt, eine Bank ausgeraubt und Bitcoins gestohlen zu haben." "Aber das ist nicht wahr!", rief Dima empört. "Wir empfehlen Ihnen, einen Anwalt zu nehmen", sagte der andere Polizist.

2 Wochen waren vergangen

Energieriegel

Immer schon hatte sie versucht, so schnell wie möglich aus dem Supermarkt herauszukommen. Ihre Taktik bestand darin, nur die Dinge einzukaufen, die sie für ihren täglichen Bedarf benötigte: Brot, Milch, Haferflocken, Früchte und... Avocado. Ihr Lieblingsobst – auch wenn sie erst kürzlich gelernt hatte, dass es sich bei dieser grünlichen Frucht eigentlich nicht um ein Gemüse handelte. Aber selbst wenn sie ihre Standardprodukte in wenigen Minuten im Einkaufskorb hatte, war es immer die Kasse, an der sie Zeit verlor. Sie schien immer die Schlange zu erwischen, die am längsten dauerte, obwohl sie die kürzeste Schlange wählte. Es war ein Phänomen,

für das sie wohl nie die richtige Lösung finden würde.

Aber heute wollte sie nichts kaufen. Sie war nur hier, um ihrem Kollegen Jan auf die Spur zu bleiben. Er hatte sich vor ein paar Tagen von seiner vermeintlichen Krankheit erholt gemeldet. Sie glaubte nicht wirklich daran, dass er krank war. Sein seltsames Verhalten verstärkte ihre Zweifel. Seit seiner Rückkehr schien er wie ausgewechselt, motivierter als zuvor und plötzlich an vielen Aspekten ihrer Arbeit interessiert. Sie wollte mehr über ihn herausfinden. Also blieb ihr nichts anderes übrig, als ihm zu folgen.

Jan kaufte nur einen Energieriegel. Das war ungewöhnlich, bot jedoch keine ausreichende Grundlage für weitere Recherchen. Sie hatte jedoch eine Ahnung, wohin er als nächstes gehen würde, und sie sollte recht behalten. Nach einem zehnminütigen Spaziergang entlang des Kanals

erreichten sie schließlich den Gräfekiez. Hier befand sich das Room77, in dem Jan bereits den dritten Abend in Folge einen anderen Mann traf. Sie konnte jedoch bisher nicht herausfinden, worüber sie sprachen. Aber sie hatte herausgefunden, dass sich in diesem Laden hauptsächlich Nerds aufhielten, die an die Zukunft einer Kryptowährung namens Bitcoin glaubten. Obwohl Jan bisher nicht digital-affin war, schien der andere Mann eher wie ein Nerd auszusehen, intelligent, soweit sie das aus der Entfernung beurteilen konnte. Während die beiden bei einem gemütlichen Bier auf einem Barhocker saßen, saß sie auf einer kleinen Holzbank auf der gegenüberliegenden Straßenseite - "leider ohne Bier", dachte sie.

Inzwischen war sie sicher, dass alles mit diesem Mann zu tun hatte. Sie musste mehr über ihn herausfinden. Nachdem die beiden Männer sich verabschiedet hatten, hängte sie sich an die Fersen des Unbekannten. Er ging in Richtung

U-Bahnstation Schönleinstrasse - sie folgte ihm aus der Ferne. Unten angekommen, sah sie gerade, wie sich die Türen der U-Bahn Richtung Hermannstrasse schlossen. Es waren jedoch noch viele Leute auf dem Bahnsteig - Ein- und Aussteigende sowie Wartende. Sie versuchte, die Gesichter zu scannen, konnte jedoch den Mann nicht sehen. "Verdammt", flüsterte sie leise. "Vielleicht ist er noch in die U-Bahn gesprungen", dachte sie. Obwohl sie die Spur scheinbar verloren hatte, fühlte sie plötzlich Erleichterung. Nach zwei Tagen Polizeiarbeit und einer anschließenden Nachtschicht im Feuermelder war sie ziemlich erschöpft. Es schien, als würde sie heute Abend auf dem Sofa verbringen.

Sie begab sich zu den Treppen und sah plötzlich sein Gesicht hinter einer der Säulen. Er wartete auf die U-Bahn Richtung Wittenau. "Na gut, das Sofa muss warten", dachte sie. Sie nahm die Verfolgung wieder auf und hatte Glück, dass der Mann

anscheinend auf dem Weg nach Hause war. Er führte sie zu einem Mietshaus in Friedrichshain. Sie wartete darauf, dass das Licht in einem der Fenster angehen würde. Es war der dritte Stock auf der linken Seite - laut Klingelschild wohnte hier jemand namens "Kaufmann".

Als sie am nächsten Morgen im Büro ankam, war ihr Chef bereits dort. Er begrüßte sie mit den Worten: "Sehr geehrte Kollegin." "Das bedeutet bestimmt etwas", dachte sie. Er fuhr fort: "Wissen Sie, wer in der Schweiz aufgegriffen wurde?" "Nein", antwortete sie, obwohl sie eine Vermutung hatte. "Ein Dmitri", erzählte ihr Chef. "Derjenige, der zuletzt mit unserem Opfer telefoniert hat?", fragte sie. "Genau", antwortete er. "Und wissen Sie, was am interessantesten ist?", fragte er. Sie schüttelte den Kopf und wartete auf die Erklärung. "Er wurde festgenommen, weil er Bitcoin gestohlen hat", sagte er. "Bitcoin? Die Kryptowährung?", fragte sie. "Ja, genau. Aber das Beste kommt noch", fuhr er fort.

Sie schaute erwartungsvoll zu ihm, ohne etwas zu sagen. "Während der Verhöring erwähnte er verschiedene Dinge, darunter auch einen Polizisten aus Berlin, der angeblich Bitcoin erhalten hat", berichtete er. "Interessant", sagte sie. "Wissen wir, wer das ist?", fragte sie. "Nein, aber wir haben eine Beschreibung", antwortete er. "Sehr interessant", sagte sie. Sie überlegte, ob sie ihm erzählen sollte, was sie wusste. Es schien der richtige Zeitpunkt zu sein, aber sie hatte Angst vor Konsequenzen wegen unerlaubter Ermittlungen. Schließlich sagte sie: "Wissen Sie, unser Kollege Jan trifft sich mit einem Mann namens Martin Kaufmann in einem Laden namens Room77, wo hauptsächlich Bitcoin-Enthusiasten abhängen." Ihr Chef sagte nichts und schien zu überlegen. Sie hatte erwartet, dass er nachfragte, woher sie diese Informationen hatte. Stattdessen fragte er schließlich: "Haben Sie mehr über diesen Mann herausfinden können?" Es schien ihn nicht zu interessieren, woher sie die Informationen hatte. "Das ist gut", dachte sie. "Seit

gestern konnte ich nicht viel über ihn herausfinden, aber vielleicht finden wir etwas in der Datenbank", schlug sie vor. "Gut", sagte ihr Chef. "Es gibt noch etwas", fügte sie hinzu. "Ja?", fragte er. "Erinnern Sie sich, als wir am Tag seiner Krankmeldung mit dem Kollegen telefoniert haben, als Sie mir das Telefon weitergegeben haben?", fragte sie. Ihr Chef nickte. "Während des Telefonats gab es eine Verkehrsmeldung, und ich glaube, ich habe 'Radio Zürich' gehört", sagte sie. "Es wird Zeit, dass wir unseren Kollegen einige Fragen stellen", schlug ihr Chef vor. "Da ist er auch schon", bemerkte sie.

Der Deal

Die letzten Tage waren ziemlich spannend. Abgesehen von dieser skurrilen Erfahrung im Tresor in Zürich war er ziemlich überrascht von Jan. "Ein echter Wolf im Schafspelz", dachte er. Er hätte einem Bullen gar nicht so viel Kreativität und Ideenreichtum zugetraut. Auch wenn er ein gutes Bauchgefühl hatte, beschloss er vorsichtig zu bleiben. Es könnte ja alles eine Falle sein. Solange er jedoch mitrannte und den Bullen machen ließ, wähnte er sich im sicheren Terrain.

Es klingelte an der Tür. Der große Zeiger seiner analogen Uhr an seinem Handgelenk zeigte auf die 9 Uhr. "Wer klingelt denn schon so früh?", dachte er. Er war immer noch im Schlafanzug, aber er beschloss, trotzdem zu öffnen. Schließlich waren wir ja in Berlin, wo jeder tragen konnte, was er

wollte. Und wahrscheinlich war es sowieso nur der Postbote.

Doch da stand Jan. "Du hier?", sagte er überrascht.

"Kann ich reinkommen?" fragte er. Er ließ ihn herein.

"Woher weißt du, wo ich wohne?", fragte er.

"Ich bin ein Bulle", antwortete Jan.

Darauf fiel ihm nichts ein.

"Meine Kollegen wissen alles", sagte Jan.

"Wie kommt das?" erkundigte er sich bei Jan.

"Ist egal", antwortete Jan. "Wichtig ist, was sie uns unterbreitet haben."

"Ich höre", sagte er.

"Wir liefern Informationen über BBB", erklärte Jan.

"Warum sollten wir das tun?" fragte er Jan.

"Du behältst deine Bitcoins, und ich behalte meine Freiheit und meinen Job", antwortete Jan.